Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 73. Nebra, Sonnabend, 12. September 1914. 27. Jahrgang.

Wie sie sich durchlügen.

Die schlesische Landwehr hat den Russen eine beträchtliche Schlappe beigebracht. Man ersieht aus dem amtlichen Bericht nicht genau, wo die Schlacht stattgefunden hat, sicher aber ist, daß die zugleich gemeldete Besetzung von Radom (in Russisch-Polen) mit diesem Siege der wackeren Schlesier in Verbindung steht. Mit anderen Worten: auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz, auf dem seit der ewig denkwürdigen Schlacht bei den masurischen Seen anscheinend Stille herrschte, schreiten die Operationen fort, und damit beginnt für die Russen die Zeit des langsamen Rückmarsches.

Freilich, in Rußland gibt man nur ungern zu, daß der Vormarsch nach Berlin und Wien zum Stillstand gekommen ist. Man verschweigt die vernichtende Niederlage bei Tannenberg und meldet einfach darüber (in einem amtlichen Bericht): „Dank ihrem hochentwickelten Eisenbahnsystem sammelten sich starke überlegene Streitkräfte von allen Seiten und waren sich auf etwa zwei (!) unserer Armeekorps. Diese waren dem außerordentlich heftigen Feuer der schweren Artillerie ausgesetzt, das starke Verluste verursachte. Drei Generale sind gefallen. Alle möglichen Maßnahmen sind getroffen worden, um dieses beklagenswerte Ereignis auszugleichen. Der Oberkommandierende vertraut nach wie vor darauf, daß Gott uns helfen wird, unsere Pläne erfolgreich durchzuführen." . . .

Das ist alles, was von den schweren Niederlagen in Ostpreußen und Russisch-Polen bekanntgegeben wird. Dagegen weiß man famos mit Lügenmeldungen Stimmung zu machen. Mit pomphafter Schrift ist an den Straßenecken Petersburgs ein Plakat ausgehängt, das die Eroberung Lemberg verkündet. Freilich, man muß sich mit allerhand Schwindel durch die Not der Zeit trösten. Kein Mittel ist zu niedrig, keine Lüge zu hahnebüchen, um die Völker so lange wie möglich über die Wahrheit zu täuschen. Und man schwindelt mit solcher Genialität, daß selbst die Urheber der Lüge kaum noch wissen, wo die Wahrheit liegt.

Wenn man den Berichten folgen wollte, die von Paris, Petersburg und London in die Welt gesetzt werden, so sind noch etwa eine Million Krieger aus aller Welt nach dem französischen Kriegsschauplatz unterwegs: Japaner, Russen, Engländer, Inder, Buluts, Kaffern und Hottentotten! Und ganz Petersburg jubelt über den schlauen Zaren, der beizeiten Kirgisen und Tschungusen, Mongolen und Tscherkessen auf den Plan gebracht hat, um nun den bedrängten Bundesgenossen recht viele Soldaten auszuleihen. Am meisten Freude herrscht aber doch über die Hilfe der Japaner, deren Tapferkeit man ja am eigenen Leibe erprobt hat.

Nur hat Väterchens Register ein Loch! Denn die Japaner denken gar nicht daran, des Zaren Bataillone zu verstärken. Sie begnügen sich mit dem Raubzug nach Kiautschou und „sparen Menschenmaterial". Was aber die Inder anbelangt, so wird man sie vorläufig in Ägypten lassen, wo man sich nicht ganz sicher fühlt. Die Russen aber, die angeblich über Archangelsk nach England gesandt worden sind, um von dort auf französischen Boden befördert zu werden, wird man in absehbarer Zeit in Väterchens Reich sehr vermissen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Zar sich in erster Linie auf die Masse seines Heeres stützt, und es ist keine Lüge, wenn Petersburger Zeitungen behaupten, daß ganze Regimenter neu ersetzt werden könnten, wenn sie von dem Feind vernichtet werden. Nur ist es wieder Schwindel, daß dieser Ersatz unbeschränkt sei. Rußland hat seine Elitetruppen gegen Ostpreußen und Galizien angesetzt, einen nennenswerten Ersatz dafür hat das Zarenreich nicht mehr. Wenn man also die Berichte unserer Feinde, die einschüchtern sollen, überblickt, so wird man lächeln müssen, denn es sind Mätzchen, die wir Deutsche verachten.

Sie lügen sich allesamt recht und schlecht von Erfolg zu Erfolg, bis sie eines Tages in all der Lüge ersticken werden, bis sie eines Tages einander des Verrats bezichtigen werden, wie es jetzt die Belgier mit den Franzosen und die Franzosen zum Teil schon mit den Engländern machen. Darum können wir ruhig sie die Triumphe ihrer Telegrammsiege feiern lassen. Darum können wir mit innigem Vergnügen verfolgen, wie sie sich durchlügen. Denn wir sind des Tages sicher, da über all die Schwindeleien unser gutes Recht und unser starkes Schwert siegen werden. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Rußland und vor allem auch in England. Denn immer wieder muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß es vor allem gilt, die Ränke und Tücken Englands zunichte zu machen.

M. A. D.

* * *

Kaiser Wilhelm über den Bruch des Völkerrechts.

Telegramm an Präsident Wilson.

Die ‚Nordd. Allgem. Ztg.' veröffentlicht nachstehendes Telegramm, das Kaiser Wilhelm an den Präsidenten Wilson gerichtet hat:

„Ich betrachte es als Meine Pflicht, Herr Präsident, Sie, als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit, zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy Meine Truppen dort Tausende von Dumdum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren.

Ebensolche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch englischen Truppen, gefunden. Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegführung, die dank den Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt.

Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampfe offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet. Die selbst von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakriege begangenen Grausamkeiten, auch an verwundeten Soldaten, Ärzteperonal und Pflegerinnen (Ärzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen), waren derartig, daß Meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken.

Einige Dörfer und selbst die Stadt Löwen, mit Ausnahme des schönen Stadthauses, mußten in Selbstverteidigung und zum Schutze Meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn Ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn Ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben, infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.

* * *

Eine energische Drohung unserer Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 8. September.

Immer wieder finden unsere Truppen auf der ganzen Front bei den gefangenen Franzosen und Engländern Dum-Dum-Geschosse in fabrikmäßiger Verpackung, so wie sie von der Heeresverwaltung geliefert sind. Diese bewußte grobe Verletzung der Genfer Konvention durch Kulturvölker kann nicht scharf genug verurteilt werden. Das Vorgehen Frankreichs und Englands wird Deutschland schließlich zwingen, die barbarische Kriegführung seiner Gegner mit gleichen Mitteln zu erwidern. (W. T. B.)

* * *

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Maubeuge gefallen!

40 000 Gefangene.

Hauptquartier, 8. 9. 14.

Maubeuge hat gestern kapituliert, 40000 Kriegsgefangene, darunter vier Generale, 400 Geschütze und zahlreiche Kriegsgeräte sind in unsere Hände gefallen. (W. T. B.)

Der Generalquartiermeister: v. Stein.

Maubeuge gibt uns zwei wichtige Eisenbahnlinien, die für den Nachschub von Bedeutung sind, in die Hand, sodann aber werden mit dem Fall dieser Festung beträchtliche Streitkräfte und besonders Artillerie frei, die sehr bald bei den weiteren Operationen Verwendung finden dürften.

Sieg der schlesischen Landwehr.

1000 Russen gefangen.

Ein schöner Erfolg ist der schlesischen Landwehr gegen russische Elitetruppen beschieden gewesen. Durch W. T. B. wird nachstehende amtliche Meldung ausgegeben:

Breslau, 9. September. Die ‚Schlesische Zeitung' meldet: Vom hiesigen stellvertretenden Generalkommando wird uns mitgeteilt: Unsere schlesische Landwehr hat gestern nach siegreichem Gefecht 17 Offiziere und 1000 Mann vom russischen Gardekorps und dritten kaukasischen Korps zu Gefangenen gemacht.

Kämpfe vor Paris.

Die rechte Flügelarmee des deutschen Heeres befindet sich in unmittelbarer Nähe von Paris. Dort soll nach verschiedenen Berichten ein Kampf im Gange sein. Französische Berichte, die nach London kommen, sprechen von einem großen Sieg des Generals Joffre über die Deutschen. Indessen beginnt man jetzt in England mißtrauisch zu werden und glaubt nicht recht an die Siegesnachrichten.

Ein französischer Flugpark erbeutet.

Ein Kriegsberichterstatter der ‚Köln. Ztg.' meldet eine schneidige Fahrt des Führers eines deutschen Etappenflugzeuges, der in dem privaten Flugzeugdepot von Deperdussin zehn französische Doppeldecker und zwanzig Eindecker, die mit Benzin gefüllt, flugbereit dastanden, sowie zahlreiche Motoren vorfand. Hiermit ist der Hauptteil des großen Militärflugzeugparkes der Armee von Reims in unsere Hände gefallen. Sein Wert beträgt eine Million Mark.

Auszeichnung des Prinzen Eitel-Friedrich.

Prinz Eitel-Friedrich von Preußen, der zweite Sohn Kaiser Wilhelms, hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten, weil er besondere Tapferkeit bewiesen hat im Ansturm mit seinem Regiment gegen feindliche Artillerie.

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen verwundet.

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, der als Ulanen-Leutnant in den Krieg zog, ist der ‚Kreuzzeitung' zufolge, in Frankreich durch einen Brustschuß verwundet worden. Sein Befinden ist den Umständen nach gut.

Prinz Friedrich Wilhelm ist der älteste Sohn des Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete, der jüngsten Schwester des Kaisers.

Deutsche Truppen in Gent.

Gent ist von den deutschen Truppen besetzt worden. Der Bürgermeister ging den Truppen entgegen und bat, man möge die Stadt schonen.

Gent, die Hauptstadt der belgischen Provinz Ostflandern, an der Schelde, liegt an der Eisenbahnlinie Brüssel—Ostende und ist ein bedeutender Knotenpunkt. Die Stadt, die fast 200 000 Einwohner zählt, ist nicht befestigt. Sie besitzt eine Universität und ist reich an Kunstschätzen und geschichtlich wertvollen Bauwerken.

Die deutschen Regierungsbehörden wieder in Allenstein.

Aus Allenstein (Ost-Pr.) wird durch W. T. B. gemeldet:

Nachdem vor einiger Zeit auf die in den allgemeinen Vorschriften begründete Anordnung des Ministers des Innern die Verlegung der hiesigen Regierung wegen der Kriegslage stattgefunden hatte, ist der Regierungspräsident mit der Regierungshauptkasse und einem Teil der Beamten am vergangenen Sonntag von Danzig hierher zurückgekehrt.

Samoa von den Engländern besetzt.

Nach nunmehr eingetroffenen zuverlässigen Meldungen ist Samoa am 29. August von den Engländern ohne Kampf besetzt worden. (W. T. B.)

Verhaftung von Deutschen in Ägypten.

Die Frankfurter Zeitung' meldet aus Stockholm: Viele Deutsche in Ägypten, die bisher auf freiem Fuß belassen waren, wurden von den englischen Behörden verhaftet aus Besorgnis, die Eingeborenen könnten durch sie Kenntnis von den deutschen Siegen erlangen.

London im Verteidigungszustand.

Nach Londoner Blättermeldungen liegt der Marine die Verteidigung Londons gegen einen Angriff aus der Luft ob. Wasserflugzeuge unternehmen Streifflüge an der Ostküste Englands. Nachts arbeiten Scheinwerfer. Auf den Staatsgebäuden und Kasernen wurden Geschütze aufgestellt, Flugzeuge werden bereitgehalten, um einen feindlichen Überfall abzuschlagen.

*

— An der Schlacht bei Gumbinnen nahm nach Petersburger Berichten auch das russische Gardekorps teil, das große Verluste erlitt. Die Großfürsten Johann und Oleg Konstantinowitsch sind gefallen. Die beiden waren Söhne des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch. Prinz Johann war seit zwei Jahren mit Prinzessin Helene von Serbien, einer Tochter des Königs Peter, vermählt.

— Unter zahlreicher Beteiligung von Würdenträgern fand unter patriotischen Kundgebungen des Publikums die Beraschiedung und der Abmarsch der ersten Kompagnie polnischer Legionäre von Wien nach Krakau statt. Der Obmann des Polenkomitees, Herrenhausmitglied Zgorski, hielt eine Ansprache, die mit einem dreimaligen Kaiserhoch schloß. An den Kaiser Franz Joseph wurde ein Huldigungstelegramm abgeschickt. Die Abfahrt erfolgte unter Absingen der Kaiserhymne und nationaler Lieder.

Die erste Kriegsanleihe.

Mobilisierung des Kriegskredits.

Die Feinde Deutschlands, die schon verschiedentlich die Wucht der deutschen Waffen kennen lernen mußten, stellen ihre ganze Hoffnung darauf, uns finanziell ausbringen zu können. Aus diesem Wunsche entspringt auch die mehrfach bekundete Absicht, den gegenwärtigen Krieg möglichst in die Länge zu ziehen. Aber wie sie sich in dem Waffenerfolg der deutschen Armee getäuscht haben, so wird ihnen auch die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes eine arge Enttäuschung bereiten und wenn erst jetzt das Deutsche Reich von dem ihm in der Reichstagssitzung vom 4. August für Kriegszwecke bewilligten Kredit von fünf Milliarden Mark eine Milliarde 5prozentige Reichsschatzanweisungen und ferner eine 5prozentige Reichsanleihe zur öffentlichen Zeichnung auflegen wird, dann dürfte das nach fünfmöchiger Kriegsdauer ein glänzendes Zeugnis sein für die gesunden Zustände unserer Finanzwirtschaft.

Ein Mißerfolg ist ausgeschlossen, denn selbst die ängstlichsten Gemüter werden einsehen gelernt haben, daß die Sicherheit und Zahlungsfähigkeit des Deutschen Reiches über allen Zweifel erhaben sind. Und mit dieser Gewißheit verbindet sich in glücklicher Weise der Umstand, daß diese Anleihe eine wirklich gute Kapitalsanlage bedeutet. Die Zeichnung dürfte denn auch aller Voraussicht nach mit großem Erfolg gekrönt werden.

Bezüglich der einzelnen Bedingungen der Ausschreibung sei zunächst hervorgehoben, daß die Schatzanweisungen von denen insgesamt eine Milliarde Mark zur Ausgabe kommen, durchschnittlich eine fünfjährige Laufzeit haben. Sie sind in fünf Abschnitte von je 200 Millionen Mark eingeteilt, die in der Zeit vom 1. Oktober 1918 bis zum 1. Oktober 1920 halbjährlich zur Tilgung ausgelost und in bar zum Nennwert zurückgezahlt werden. Die Reichsanleihe ist in ihrem Höchstbetrage nicht begrenzt. Es besteht zwar die Absicht, nur einen Teil des bewilligten Kredits von 5 Milliarden Mark flüssig zu machen. Die Zeichner können mit Wahrscheinlichkeit erwarten, den von ihnen gezeichneten Betrag der Reichsanleihe voll zugeteilt zu erhalten. Daraus wird sich die Folge ergeben, daß die bei früheren Anleihen bemerkten unsinnigen Überzeichnungen diesmal unterbleiben, und ein großer Teil der Anleihe unmittelbar in die Hände der ernsten Zeichner überführt wird.

Als Zeichenstelle ist die Reichsbank mit ihren fast 500 Filialen bezeichnet. Sämtliche Banken, Bankhäuser, öffentlichen Sparkassen (Stadt-, Kreissparkassen usw.) und Lebensversicherungsgesellschaften sind dazu berufen, die Zeichnungen ihres Kundenkreises entgegenzunehmen und an die Reichsbank zu übermitteln.

Wo sollen aber die flüssigen Mittel hergenommen werden, um die Barzahlungen auf die Anleihe zu leisten? Diese Frage ist in diesen Tagen mehrfach aufgetaucht. Die Antwort darauf ist nicht schwer. Korporationen, Stiftungen, Vermögensverwaltungen, Großkapitalisten führen ihre Einnahmen immer wieder ganz oder zum Teil dem Kapital zu, von Privatpersonen bei Ausbruch des Krieges zurückgelegte Summen in barem Gelde, ein Teil des im deutschen Volke vorhandenen Barguthabens, die Einlagen bei Banken und Sparkassen, sind die Hilfsquellen, welche für die Anleihe Verwendung finden sollen. Gerade die Inhaber von Sparkassenkonten finden hier Gelegenheit zur Betätigung, liegen doch auf den deutschen Sparkassen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0001

nicht weniger als zwanzig Milliarden in barem Gelde.

Aber auch die Besitzer von geeigneten Wertpapieren haben die Möglichkeit, sich an der Anleihe zu beteiligen, wenn sie ihre Wertpapiere bei den aus Anlaß des Krieges ins Leben gerufenen Darlehnskassen verpfänden. Um so mehr würde sich dies empfehlen, als beabsichtigt ist, bei den Darlehnskassen für die durch die Kriegsanleihen veranlaßten Beleihungen eine Ermäßigung des Zinssatzes auf die Höhe des Reichsbank-Diskonts eintreten zu lassen. Auch die Kriegsanleihen selbst, und zwar Stücke sowohl wie Schuldbuchforderungen, können, sobald sie voll bezahlt sind, bei den Darlehnskassen lombardiert werden.

Das deutsche Volk in Waffen tut seine Schuldigkeit; nun ist es auch an uns, die wir das Schwert nicht vertauscht haben gegen die gewohnte Beschäftigung, zu zeigen, daß unsere Feinde sich geirrt haben in dem Glauben, leichtes Spiel in diesem freventlich heraufbeschworenen Kriege zu haben. W—n.

Polens Schicksalsstunde.

1831. — 1863. — 1914.

Nachdem die polnische Nationalregierung von Kielce aus einen Aufruf an alle Polen erlassen hat, sich der Sache des gemeinsamen Vaterlandes anzuschließen, haben nun auch die Oberkommandierenden der deutschen und der österreichischen Armee ganz Russisch-Polen aufgefordert, im Verein mit Deutschen und Österreichern die Befreiung vom russischen Joch zu erkämpfen. Das ist der schwerste Schlag, den das Zarenreich in hundert Jahren neben der Niederlage im Kriege gegen Japan erlitten hat; denn Polen galt den Petersburger Machthabern als unauflöslich mit dem Zarenreiche verbunden.

Im Jahre 1864 — unmittelbar nach dem niedergeworfenen Aufstande — hatte Alexander II. bereits zum englischen Gesandten gesagt, als der ihm von den Schmiedeketten sprach, die noch in Polen erwachsen würden: „Es gibt kein Polen mehr, Verehrtester, Polen liegt in — Sibirien!“ Und wenige Monate später äußerte derselbe Zar zu seinem intimen Freund Graf Adlerberg über Napoleon III.: „Er kennt uns und unser Land schlecht; denken Sie, er hat sich unterstanden, mir von Polen zu reden?“

Die Mittel, mit denen die Zaren in dem unglücklichen Lande regiert haben, waren die Knute und — die Bleikammern oder die Schneesteppen Sibiriens, und die Geschichte der Kämpfe um die Freiheit Russisch-Polens ist zugleich die Geschichte eines unterjochten, um seine Rechte betrogenen Volkes. Nie hat die Nationalregierung in Warschau aufgehört für Polens Freiheit zu wirken, aber jeder Versuch, den Rest der Rechte, den die russische Regierung dem polnischen Volke gelassen hatte, geltend zu machen, ward blutig niedergeschlagen und hatte ärgere Unterjochung zur Folge. 1831, 1864 sind die Höhepunkte dieser hundertjährigen Leidenszeit.

Als am 29. November 1830 zwanzig Warschauer Kriegsschüler in das Lustschloß Belvedere eindrangen, um den Generalissimus Konstantin, den Bruder des Zaren, gefangen zu nehmen, war's das Signal zu dem blutigen Aufstande, der die Welt erstaunen sah. Nur durch den Verrat des Polenführers Krukowiecki, der das gutbefestigte Warschau den Russen gegen die Zusage einer umfassenden Amnestie übergab, konnte damals Rußland den Sieg über das Land davontragen, das „für Rußland so wichtig ist wie Irland für England und Algier für Frankreich“. Wohin die Polenpolitik Rußlands zielte, zeigte das Manifest, das 1831 die Amnestie begleitete. Es hieß darin, daß die Grundgesetze, „die an den einzelnen zu viel Freiheit verschwendeten,“ für Polen nicht ausrecht erhalten werden könnten. Seitdem begann ein mit zynischer Grausamkeit durchgeführter Russifizierungsprozeß. Die Aufhebung des polnischen Reichstages machte den Anfang, die Einführung der russischen Sprache für den Amtsgebrauch und in den Schulen, des russischen Münzwesens und endlich der russischen Gerichtsbarkeit vervollständigten das Werk, bei dem die schlimmsten Namen der russischen Geschichte eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben.

Noch einmal machte Polen einen großzügigen Befreiungsversuch. Im Januar 1863 wollte die russische Regierung dem Gesetze zuvider eine Rekrutierung unter denen vornehmen lassen, „die als unruhige Elemente hinreichend bekannt“ waren. Mit elementarer Gewalt brach der Aufruhr los und die russische Herrschaft geriet durch die Siege der Insurgenten in arge Gefahr. Da entschloß sich der Zar, den Bauern das Land als Eigentum zu schenken, das sie bis dahin von dem Grundadel gepachtet hatten. Damit war die Gewalt des polnischen Wiederstandes gebrochen; denn zwischen Volk und Adel brach Zwiespalt aus.

Die geheime Nationalregierung mußte ihren Sitz ins Ausland verlegen, und die Petersburger Regierung schritt unangefochten auf dem eingeschlagenen Wege fort. Nun aber, da der Erdteil in Flammen steht, schlägt Polens Schicksalsstunde. Das polnische Volk erhebt sich einmütig gegen seine Unterdrücker, die nach Westen und Südwesten Krieg führen müssen. Das Jahr 1914 wird den Polen die Freiheit und Unabhängigkeit bringen, die sie seit 100 Jahren vergeblich ersehnt haben.

Westmann.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Ein vom Kaiser über den Fall von Maubeuge an die Kaiserin nach Danzig gelangtes Telegramm schließt mit den Worten: „Grüße mir die braven ostpreußischen Verwundeten, Gott hat wieder sichtlich geholfen.“

*Der Tod des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Ludwig Frank, der bei einem Sturmangriff am 3. September in der Gegend von Lunéville (zwischen Lunéville und Epinal) gefallen ist, macht eine Reichstagsersatzwahl in dem Wahlkreise Mannheim-Weinheim notwendig. Im Januar 1912 wurden dort abgegeben: 31 560 sozialdemokratische, 16 136 nationalliberale, 624 konservative und 8842 Zentrumsstimmen.

Frankreich.

*Im letzten Ministerrat in Bordeaux berichtete Millerand über die militärische Lage. Die Session der Kammer ist geschlossen. Viviani begründet dies in einem Brief an den Präsidenten der Kammer damit, daß zahlreiche Abgeordnete im Felde stehen, und daß die Nöte, welche Frankreich drücken, und die sich täglich häufen, der Kammer die Möglichkeit des Zusammentrittsnähmen. Fernes sei Frankreich durch höhere Gewalt und die Ereignisse gezwungen gewesen, den Sitz der Regierung zu verlegen, um den Widerstand des Landes zu verstärken und auszudehnen.

Italien.

*Der spanische Botschafter in Rom erklärte einem Mitarbeiter des „Corriere della Sera“, daß die Regierung und die öffentliche Meinung Spaniens durchaus für absolute Neutralität seien, und daß die Gerüchte über eine Intervention Spaniens ganz unbegründet seien.

*Beim Empfang des diplomatischen Korps durch Papst Benedikt XV. brachte der Gesandte beim Vatikan, v. Mühlberg, dem neuerwählten Oberhaupt der katholischen Christenheit zur Thronbesteigung die Glückwünsche Kaiser Wilhelms und seiner Regierung dar. Der Papst dankte in warmen Worten.

Belgien.

*Die Königin der Belgier ist mit einem Dampfer aus England nach Antwerpen zurückgekehrt. Ihre Kinder sind in England zurückgeblieben.

Rußland.

*Die anläßlich des Manifestes des Zaren an die Juden verbreiteten Gerüchte, daß die Juden schon jetzt größere Freiheiten in Rußland genießen, werden durch die Tatsachen widerlegt. Jüdische Handwerker in Petersburg, die infolge der Kriegslage ihre Steuern nicht entrichten konnten, wurden des Wohnrechts verlustig erklärt und ausgewiesen. Das Beschränkungsverfahren hinsichtlich des Besuches der Schulen wurde den Juden gegenüber nach wie vor aufrechterhalten. Sie mußten sich wieder der Auslosung unterwerfen.

*Die in den am Schwarzen Meer gelegenen Städten, besonders in Odessa, ansässigen Türken verlassen Rußland. Zuerst reisten die in der Türkei Wehrpflichtigen, jetzt folgen in Massen selbst Greise und Greisinnen. Viele dieser Leute, die seit Jahrzehnten in Rußland lebten, verkaufen ihre Habe für einen Spottpreis. Die russischen Blätter erklären: „Über die Gründe der Abreise befragt, geben die Türken ausweichende Antworten.“

Von Nah und Fern.

Stenographierte Feldpostkarten. Wie der Staatssekretär des Reichspostamts auf Anfrage mitteilt, ist die Anwendung stenographischer Schriftzeichen auf Feldpostkarten gestattet.

Verteilung der Nobelpreise. Die Wahl unter den Kandidaten um den Nobelpreis soll trotz des Krieges in üblicher Weise vonstatten gehen. Nur die Auszahlung des Friedenspreises ist zunächst nicht zu erwarten. In der Hoffnung, daß bis dahin der europäische Krieg beendet sein wird, will man die Friedensprämie am 1. Juni 1915 verteilen.

Der jüngste deutsche Fähnrich. Der jüngste deutsche dienstituende Fähnrich dürfte der Sohn des Oberstleutnants z. D. Träger aus Berlin-Friedenau sein, der am 12. August d. J. in einem Alter von 15 Jahren elf Monaten zu seinem Infanterie-Regiment abgefahren ist.

Von einem Auto totgefahren. Am Weidenweg in Berlin wurde eine 55 Jahre alte Frau von einem Geschäftsautomobil überfahren. Sie blieb mit einem schweren Schädelbruch bewußtlos liegen und wurde in das Krankenhaus Am Friedrichshain gebracht. Hier ist die Verunglückte bald darauf gestorben.

Eine russische Feldflasche. In Wilmersdorf langte eine von einem preußischen Dragoneroffizier erbeutete Feldflasche eines Kosakenoffiziers an: Das imposante Trinkgefäß hat den Umfang eines mittleren Krager Schinkens und faßt, wohlgemessen, 3½ Liter! Zur richtigen Würdigung des moskowitischen Kriegsdurstes erinnere man sich, daß eine preußische Feldflasche etwa ¾ Liter enthält.

Tödlicher Autounfall bei Stettin. Ein schweres Automobilunglück ereignete sich auf der Altdamm—Gollnower Chaussee in der Nähe von Gollnow. Ein Stettiner Automobil, in dem sich drei Damen, ein Herr und ein Chauffeur befanden, fuhr auf der Fahrt von Gollnow nach Stettin in den Chausseegraben und überschlug sich. Die beiden Männer kamen unter den Wagen und wurden getötet, während die Damen mit weniger schweren Verletzungen davontamen.

Volkswirtschaftliches.

Kriegsteilnehmer und Gemeindesteuer. Kriegsteilnehmer mit einem Einkommen von nicht mehr als 3000 Mark sind während der Zugehörigkeit zum Heere von der Staatseinkommensteuer frei. In gleichem Umfange wie der Staat wird der Magistrat von Charlottenburg alle Kriegsteilnehmer aus Charlottenburg auch von der Gemeindeeinkommensteuer entbinden. Die Einstellung in das Heer oder in die Marine wird von Amts wegen dem Magistrat gemeldet. — Diese Maßnahme kann zur Nachahmung empfohlen werden.

Verwertung brachliegenden Geländes. Die Stadt Königstein im Taunus hat beschlossen, alles geeignete brachliegende Gelände ihrer Gemarkung auf eigene Rechnung mit Brotgetreide zu bestellen, sofern die Besitzer dies nicht selbst zu tun vorziehen. Nach hierfür vorgenommenen Berechnungen stellen sich die städtischen Aufwendungen einschließlich künstlichen Düngers für den Morgen auf etwa 35 bis 40 Mk., während der voraussichtliche Ernteertrag einen Wert von 50 bis 55 Mk. haben dürfte. Die von allen in Frage kommenden Grundbesitzern bereitwilligst zur Verfügung gestellte Bodenfläche umfaßt 25 bis 30 Morgen. Grundbedingung für diese gemeinnützige Art der Nahrungsmittelbeschaffung ist natürlich die restlose Überlassung des Bodens für das Wirtschaftsjahr 1914/15 und aber angesichts unserer Lage und des Umstandes, daß es sich ausschließlich um brachliegendes Gelände handelt, nicht als ein Opfer angesehen werden kann. Zugleich bedeutet die Königsteiner Maßnahme eine neue Möglichkeit der Beschäftigung von Arbeitslosen.

Englands Spionage.

— Eine besondere deutsche Abteilung. —

Neben Frankreich dürfte England die ausgedehnteste Spionage besonders in Deutschland versuchen. Man wird sich noch erinnern, daß vor drei Jahren zwei englische Offiziere namens French und Brandon hier wegen Spionage gefangen genommen und abgeurteilt wurden. Es ist klar, daß England es natürlich nur darauf abgesehen hatte, für den Fall eines Krieges unsere für England in Betracht kommenden Befestigungen kennen zu lernen, was glücklicherweise vereitelt worden ist. Es wird heute interessieren, einige Einzelheiten über die Organisation der Spionage in England zu erfahren:

Das Zentralbureau der englischen Spionage ist die Nachrichtenstelle der englischen Marineverwaltung, der das gesamte Erkundungswesen obliegt. In erster Reihe kommen alle Marinesachen fremder Staaten in Betracht. Das englische Nachrichtenbureau beschäftigt weniger Offiziere, sondern bezahlte Agenten, die man bei etwaiger Verhaftung leicht abschütteln kann. Daß Offiziere, wie French und Brandon, Spionage betreiben, ist ein verhältnismäßig seltener Fall.

Die Agenten, die natürlich mit Festungs- und Marinewesen bewandert sein müssen, erhalten sogenannte „Nachrichtenbogen“, die auszufüllen haben und von denen sie sich bei ihrer Tätigkeit leiten lassen können. Die Fragebogen gehen den verschiedenen englischen Militärbehörden vor Aussendung eines Spions zu und werden nach ihren besonderen Wünschen aufgestellt. Die Agenten haben in den Papieren und Akten des englischen Spionagebureaus nicht Namen, sondern Nummern, so daß man selbst bei Durchsuchung des amtlichen Spionagebureaus keinerlei Namen finden würde. Die Nummern für die einzelnen Agenten werden oft gewechselt, um etwaigen Verrätern im eigenen Bureau keine feste Handhabe gegen die Agenten zu geben.

Ein und derselbe Auftrag, z. B. die deutsche Küstenbefestigung zu erforschen und mit Winkelmaßen festzulegen, wird mehreren Spionen zuteil, damit durch die Meldungen verschiedener die absolute Wahrheit festgestellt werden kann, da es ja im Bereich der Möglichkeit liegt, daß der Spion erdichtete Tatsachen erzählt. Für die englische Marine bildet das Hauptziel der Wünsche die Befestigung der deutschen Nordseeinseln neben dem Bau unserer Schiffe. Die Spione verkehren nicht direkt mit dem englischen Nachrichtenbureau, sondern sind verpflichtet, ihre Aufzeichnungen und Mitteilungen an irgend eine Deckadresse oder eine postlagernde Chiffreadresse in einem neutralen Lande zu richten, damit bei etwaigen Aufsangen dieser Korrespondenz das Nachrichtenbureau nicht bloßgestellt ist.

Hyänen des Schlachtfeldes.

Wenn sich die Nacht über das Schlachtfeld auf dem die tapferen Krieger hilflos und blutüberströmt liegen, gesenkt hat, dann beginnt die traurigste und verwerflichste aller Sippen ihr Handwerk. Von einem Mitkämpfer bei den Gefechten bei Sennheim erhält die „Straßburger N. Ztg.“ folgende erschütternde Darstellung:

Alles lag ruhig und dunkel da. Nichts verriet zunächst, daß wenige Stunden vorher eine blutige Schlacht hier getobt hatte. Nur entfernt leuchten die Wachtfeuer einer Abteilung. Die feindlichen Mächte waren weit abgetrieben worden. Das Rote Kreuz sucht jetzt emsig nach Verwundeten, denen es Hilfe und Linderung bringen kann. Lautlos streifen die Sanitätsleute das Schlachtfeld ab, das in einem undringlichen Dunkel liegt. Da — ein Stöhnen oder ein leises Röcheln! und mit aufopfernder Geduld versolgt man den Laut . . . Ein edles Werk, das diese unermüdlichen Leute tun . . . .

Doch was schleicht dort im Gesträpp hin! Ist es ein Verwundeter? Ein Ausruf! Alles still! Und die Gestalt ist im Dunkel

Doch glücklich geworden.

7] Roman von Otto Elster.

(Fortsetzung.)

5.

„Sie können aufstehen und, wenn Sie sich kräftig genug fühlen, auch in den Garten gehen,“ sagte Doktor Wasmund nach zwei Tagen zu Herbert. „Das Wetter ist schön und frische Luft wird Ihnen gut tun. Nur nehmen Sie sich in acht, daß sich der Verband Ihres linken Arms nicht verschiebt.“

Herbert dankte dem Arzt, der sich mit einem gutmütigen Lächeln empfahl. Herbert erhob sich und kleidete sich mit Hilfe eines Dieners, den der Oberamtmann ihm geschickt hatte, an. Er hatte Sehnsucht nach der frischen, herbstlichen Luft und der Sonne, die mit sommerlicher Wärme über dem sich schon in den Farben des Herbstes kleidenden Garten lag. Auch wollte er gern mit Herrn Krüger Rücksprache nehmen, den er die letzten Tage nur flüchtig gesehen hatte, und es verlangte ihn nach Aufschluß über manche Fragen, die ihn während seines Krankenlagers beschäftigt hatten. Daß er sich vor allem nach einem Wiedersehen mit Else Martini sehnte, wagte er sich nicht zu gestehen.

So ließ er sich durch den Diener den Weg zum Garten zeigen, der sich hinter dem weitläufigen Herrenhause ausbreitete, während vor der Vorderfront des Hauses ein gepflasterter Hof lag, durch eine Brennerei und Wirtschaftsgebäude begrenzt, an die sich der Wirtschaftshof anschloß.

Durch eine große Halle trat man auf eine Veranda und von dort in den wohlgepflegten, parkartigen Garten. Man merkte es der ganzen Einrichtung des Hauses und der liebevollen Pflege des Gartens an, daß die Familie Krüger hier schon lange Jahre gewohnt haben mußte. Alles machte den Eindruck, als wäre das Gut Eigentum des darauf Wohnenden und nicht nur ein Pachtgut, das man nach Ablauf der Pacht fremden Händen überließ. Alte Familienbilder schmückten die Wände, und die Möbel schienen sich von Generation zu Generation vererbt zu haben.

Auf der Veranda traf Herbert den Oberamtmann, der bei einer Tasse Kaffee die Zeitungen las.

Als Herbert eintrat, erhob sich Herr Krüger.

„Da sind Sie ja, Herr Hammer“ sprach er mit freundlichem Lächeln, indem er Herbert die Hand reichte. „Doktor Wasmund sagte mir schon, daß Sie wohlauf seien. Ein bißchen blaß sehen Sie noch aus — na, das wird sich auch schon wieder geben. Nehmen Sie Platz — meine Tochter ist mit Fräulein Martini in den Garten gegangen — sie wird sich freuen, Sie begrüßen zu können.“

„Lassen Sie mich Ihnen vor allem für die freundliche Aufnahme, die ich in Ihrem Hause gefunden habe, danken, Herr Oberamtmann,“ sagte Herbert, Herrn Krügers Hand festhaltend.

„Keine Ursache, Herr Hammer. Es war ja nur meine Pflicht, Ihnen zu helfen. Weshalb sagten Sie mir vor einem halben Jahre nicht, daß Sie der Sohn des Herrn Hammer auf Hammersau in der Altmark seien? Dann würden wir damals wohl zu einem anderen Ergebnis gekommen sein.“

Herbert errötete leicht und senkte die Augen.

„Lassen Sie uns offen sprechen, Herr Hammer,“ fuhr der Oberamtmann fort. „Ich weiß jetzt genug von ihren Verhältnissen — Sie können sich wohl denken, wer mir die Mitteilungen gemacht hat — um einigermaßen klar zu sehen. Sie haben sich mit Ihrem Vater überworfen — ich will nicht nach dem Grund dieses Zerwürfnisses fragen, ich weiß, daß Ihr Papa ein etwas merkwürdiger Herr ist, ich will jedoch versuchen, eine Versöhnung zwischen Ihnen und Ihrem Papa zustande zu bringen. . .“

„Ich glaube, Herr Oberamtmann, daß das ein vergeblicher Versuch sein wird.“

„Wir werden ja sehen. Vor allem dürfen Sie selbst nicht in Ihrem Trotz beharren — Sie verzeihen mir meine offene Sprache . . .“

„Gewiß, Herr Oberamtmann. Aber glauben Sie mir, es ist nicht Trotz meinerseits, wenn ich an einer Aussöhnung mit meinem Vater zweifle. Ich bin bereit zu einer solchen — allerdings dürfen mir keine Bedingungen gestellt werden, die mein Ehrgefühl verletzen.“

„Das versteht sich von selbst. Aber gesetzt den Fall, Herr Hammer, die Aussöhnungsversuche schlugen fehl, was wollen Sie dann beginnen? Ich hoffe nicht, daß Sie zu Herrn Bernatzky zurückzukehren wünschen,“ setzte er lächelnd hinzu.

„Nein, das liegt allerdings nicht in meinen Wünschen. Daß ich bei Direktor Bernatzky eintrat, lag nur an der bitteren Notwendigkeit, mir meinen Lebensunterhalt verschaffen zu müssen, nachdem meine Versuche, als Verwalter eine Stellung zu finden, fehlgeschlagen waren. Wenn Sie, Herr Oberamtmann, mir zu einer solchen Stellung verhelfen wollten.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß Sie bei mir als zweiter Verwalter eintreten können.“

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Ich hoffe, mir nach und nach eine solche Stellung in dem landwirtschaftlichen Berufe erarbeiten zu können, daß ich auf die Unterstützung meines Vaters nicht angewiesen bin und ihm selbständig gegenüberstehe. Wenn ich das erreicht habe, Herr Oberamtmann, dann wird eine Aussöhnung mit meinem Vater leichter sein, ich werde nicht in den Verdacht kommen, daß ich die Aussöhnung um des Reichtums meines Vaters willen erstrebe.“

„Bravo, mein junger Freund!“ rief der Oberamtmann und reichte Herbert die Hand. „Ich kann Ihre Grundsätze und Ihr Vorhaben nur billigen und was an mir liegt, soll geschehen, um Sie darin zu unterstützen! Aus eigener Kraft heraus müssen wir unter Leben gestalten! Unsere Persönlichkeit müssen wir uns bewahren. Glauben Sie nicht, daß ich so ohne weiteres mich in das Erbe meines Vaters hineingesetzt habe. Als mein Vater starb, da war eine schlimme Zeit für uns Landwirte. Mein Vater hatte die letzten zehn Jahre mit einem fortwährend steigenden Fehlbetrag gearbeitet, Vermögen hinterließ er nicht, wenn ich in seinen Pachtkontrakt eintrat, so war das ein Wagnis — es ging um Sein oder Nichtsein, und nur Jahre der angestrengtesten Arbeit ermöglichten es mir, mich über Wasser zu halten. Jetzt bin ich ja über die schweren Jahre hinaus, aber Arbeit gibt's auch noch genug, und wenn Sie dabei helfen wollen, so sind Sie willkommen.“

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0002

verschwunden. Es sind Leichenfledderer: die Hyänen des Schlachtfeldes. Und nur selten gelingt es, diese Burschen zu fassen. Doch ich habe einige dieser verworfensten aller Kreaturen gestellt, die sich nicht scheuen, die für ihr Vaterland gefallenen Streiter ihrer letzten Habseligkeiten zu berauben. Es sind meistens halbwüchsige Burschen von 15 bis 16 Jahren, die eine vernachlässigte Erziehung und ein verdorbenes Gemüt auf diesen Weg gebracht haben. Man macht kurzen Prozeß mit solchen Kerlen. Sie sind nicht einmal den Schuß Pulver wert, der für sie verwendet wird. In der Tasche eines solchen Burschen, eines Ausländers, fanden wir etwa 3000 Mk. Die Spargroschen armer Familien, die die in das Feld Gezogenen mitgenommen haben; daneben eine Menge Ringe, Andenken und Briefe, in denen die Unmenschen wohl auch Wertsachen vermuteten.

Welch menschliches Unglück und Elend, das über die betroffenen Familien gekommen ist, lassen gerade die Andenken vermuten. Hier ist eine Brieftasche, in der die Photographie eines französischen Unteroffiziers verborgen ist. Daneben der gleiche Mann im Kreise seiner Familie; eine junge hübsche Frau und zwei allerliebste Kinderchen, die sich an den Vater anklammern. Dort enthält ein kleines Etui das Bild einer schlanken Französin mit der Aufschrift: „A mon cheri! Margot.“ daneben eine braune Haarlocke. Ein an die Eltern gerichteter Abschiedsbrief, der von einer Flintenkugel durchbohrt schien, lag ferner dabei. Rührend ist auch der Brief einer Mutter, der von Mains aus an den Sohn im Felde gerichtet ist. „Ich bete zu Gott; er wird über meinen Einzigen wachen.“

Alles das sind Gegenstände, die zweifellos von den Leichenfledderern achtlos beiseite geworfen werden, während sie bei den Familien der Gefallenen als ein Heiligtum gehütet würden und als ein letzter Gruß manchen Trost spenden könnten.

Unsere „Brummer“.

Warum unsere Feinde kein 42-Zentimeter-Geschütz bauen können.

Der Schrecken, den unsere 42-Zentimeter-Geschütze bei unseren Feinden erregt haben, und die gewaltige Wirkung, die sie erzielen, hat mit einem Schlage in der ganzen Welt die im feindlichen Ausland gern geglaubte Meinung zerstört, daß die deutschen Geschütze den französischen unterlegen sind. Besonders im Balkankrieg wurde ja geflissentlich von Frankreich die Anschauung verbreitet, daß die Türken nur wegen der schlechten deutschen Geschütze unterlegen wären. Wir wußten es besser, daß unsere Geschütze die ersten der Welt sind, und daß nur schlechte Bedienung und Munitionsmangel an dem Versagen schuld waren. Schon damals wurde Deutschland darauf hingewiesen, daß bei einem Waffengange, in dem die deutsche Artillerie auftreten würde, unsere Feinde mit Schrecken die ungeheure Überlegenheit der deutschen Geschütze kennen lernen würden. Schon die ersten Tage unseres großen Krieges haben den Beweis erbracht, daß unser Zutrauen nicht enttäuscht wurde. Unsere Geschütze sind der Gegenstand der Bewunderung unserer Freunde und des panikartigen Schreckens unserer Gegner.

Es ist nun die Frage, ob vielleicht unsere Feinde in Zukunft auch solche Riesengeschütze bauen können. Die Erfahrungen, die im russisch-japanischen Kriege und bei allen anderen Schießübungen gemacht wurden, weisen aber darauf hin, das dies unmöglich ist. Denn nicht allein die Größe der Geschütze und der Geschosse ist ausschlaggebend, sondern die „Arbeitsleistung“ der Geschosse und die „Lebensdauer“ der Geschütze. Selbst bei gleicher Größe könnten feindliche Geschütze nicht die Arbeit unserer Kanonen leisten, da die Steigerung der Schußleistung mit dem Geschoßgewicht der feindlichen Geschütze nicht gleichen Schritt hält.

So hielt man schon lange in Frankreich und England eine Steigerung der Durchschlagskraft für geboten und vergrößerte das Kaliber der schwersten Geschütze auf 34. Da aber bei der starken Pulverladung die Geschützrohre sowohl durch den hohen Gasdruck als auch durch die bei der Verbrennung des Pulvers austretende Hitze stark abgenutzt wurden und noch nicht einmal 100 Schüsse aushielten, so verzichtete man bei diesen neuen Geschützen von vornherein auf so starke Ladungen, begnügte sich mit geringeren Geschoßgeschwindigkeiten und machte die Rohre verhältnismäßig kürzer; statt 50 nur 45 Kaliber lang. Obwohl das Geschoßgewicht im Durchschnitt um 50 v. H. erhöht war, betrug die Steigerung der von den Geschützen geleisteten Arbeit doch nur 25 v. H., da man eben mit Rücksicht auf die Lebensdauer sich zu einer Herabsetzung der Geschoßgeschwindigkeit genötigt sah.

Ein Geschützrohr wird zwar nach der die Lebensdauer begrenzender Schußzahl nicht schon vollkommen unbrauchbar, das Rohr selbst hält noch eine Reihe weiterer Schüsse aus, nur die inneren zur Geschoßführung dienenden Teile des Geschützes, das Seelenrohr mit dem Führungsbalken, wird allmählich abgenutzt und unbrauchbar, die Geschosse erhalten nicht mehr die nötige Rotation, sie überschlagen sich, und infolge der größer werdenden Streuung nimmt die Treffsicherheit ab. Wie aus den Berichten von Augenzeugen hervorgeht, haben die Japaner bei Tsuschima mit solchen schadhaft gewordenen Geschützen gefeuert, bei den geringen Gefechtsentfernungen immer noch mit hinreichendem Erfolg. Auch sollen in mehreren Fällen schwere Geschützrohre auf japanischen Schiffen gesprungen sein, jedenfalls weil man nicht genügend Reserven hatte, um die ausgeschossenen Rohre auszuwechseln.

Die Ursachen der Rohrausbrennung (Erosion) sind in der chemischen und mechanischen Wirkung der sehr heißen Pulvergase (etwa 4000 bis 5000 Grad) zu suchen, und diese Wirkung ist um so stärker, je schwerer das Kaliber und je größer mithin die Pulverladung ist. Bei den schlechten Geschützrohren der französischen, englischen und russischen Kanonen lassen sich darum nicht gleichzeitig Erhöhungen des Geschoßgewichtes und der Geschoßleistung erzielen, darum erscheint der Bau einer 42-Zentimeter-Kanone mit gleicher Wirkung bei unseren Feinden als ausgeschlossen.

In den Grotten des Vatikan.

Die Ruhestätte Pius' X.

Nach der Überlieferung hätte die Leiche des Papst Pius X. zunächst in einem vorläufigen Grabe beigesetzt werden müssen; aber nach dem letzten Willen des verstorbenen Kirchenfürsten ist sie in den „Heiligen Vatikanischen Grotten“ endgültig beigesetzt worden, in den weithin sich erstreckenden Gängen mit Kapellen und Altären unter dem Fußboden von St. Peter, in denen in früheren Jahrhunderten eine Reihe von Papstgräbern errichtet wurden. Papst Pius, dessen Wunsch es gewesen wäre, unter der Basilika von San Marco in Venedig die ewige Ruhestätte zu finden mußte, darauf verzichten angesichts der Schwierigkeiten, die sich der Überführung der Leiche Leos XIII. nach San Giovanni in Laterano entgegenstellten.

Die Vatikanischen Grotten sind weder den Pilgern, die nach Rom kommen, noch den Römern selbst recht bekannt. Es sind riesige niedrige Gewölbe, in deren tiefes Dunkel nur hier und da ein schwacher Lichtstrahl durch die mit Bronzegittern verschlossenen Öffnungen im Fußboden der Peterskirche fällt. Die Wände sind mit Flachreliefs und Steinen aller Art bedeckt, die Gräber früherer Jahrhunderte abschließen. Von den Gräbern der ersten Christen bis zu dem des Papstes Pius VI., der in den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts starb, findet man Grabmäler, die einen hohen geschichtlichen Wert haben.

Die Überlieferung besagt, daß in diesen Grotten auch der Leichnam des heiligen Petrus, der zuerst an der Via Appia bei der Kirche des heiligen Augustin bestattet war, überführt worden ist. Die Grotten zerfallen in die „Neuen Grotten“, die unter der Kuppel liegen, und die „Alten Grotten“, deren Fußboden der ursprüngliche der alten Kirche ist und 3½ Meter unter den jetzigen liegt. In den neuen Grotten läuft ein hufeisenförmiger Korridor um die Konfession herum, während in den vier großen Pfeilern, von denen die Kuppel des Petersdomes getragen wird, Treppen zu Kapellen hinabführen, die vier Heiligen gewidmet sind. Die „Alten Grotten“ bilden ein großes Rechteck von etwa 18 Meter Breite und 45 Meter Länge, das durch zwei Pfeilerreihen in zwei Schiffe geteilt wird. Aus der alten Kirche enthalten diese Grotten noch eine große Zahl von Gräbern, in denen Päpste und Fürsten bestattet sind. — Auch der deutsche Kaiser Otto II., der 983 in Rom starb, hat hier die letzte Ruhestätte gefunden.

Moltke als Kindermädchen.

Der Generalfeldmarschall befand sich einige Zeit nach Beendigung des Krieges 1871 auf der Durchreise nach Bad Gastein mit Bismarck in dem Städtchen Rosenheim, wo er im besten Hotel „Kaiser-Bad“ abstieg. Alles Volk strömte zur festgesetzten Zeit hier zusammen, um die beiden gewaltigen Männer ankommen zu sehen. Unter ihnen befand sich auch das Kindermädchen eines höheren Beamten, dessen kleines Bübchen der Obhut des Mädchens übergeben worden war.

Die junge Maid traute sich nicht, mit dem Kind auf dem Arm in das Gedränge zu gehen und sah sich nach einer Hilfe um. Da entdeckte sie in der Nähe des von der Polizei abgesperrten Hotels einen älteren Mann in einfacher Uniform, der sich in den Gartenanlagen erging, ohne sich um den Volksauflauf zu kümmern. Sie hielt ihn für einen älteren Eisenbahnbeamten oder Postangestellten, trat beherzt auf ihn zu und bat ihn, gegen ein schönes Trinkgeld auf „dös Buaberl sei acht zu gebe'“ weil sie sich mal den Moltke ansehen wollte. Dabei drückte sie ihm 20 Pfennig in die Hand und verschwand. Der alte „Eisenbahner“ sah sich nun gezwungen, mit dem kleinen Schreihals auf einer Bank in den Anlagen Platz zu nehmen, um hier die Rückkehr des Kindermädchens abzuwarten. Seine Geduld wurde auch nicht auf eine lange Probe gestellt, denn sie kam bald wieder zurück und erklärte, das alles gelogen war und daß Moltke gar nicht angekommen sei. Es sei überhaupt niemand im Hotel ausgestiegen.

Aber der alte „Eisenbahner“ wußte es besser und erklärte ihr, daß Moltke ganz bestimmt hier sei, und wenn sie morgen früh 8 Uhr in das Hotel kommen und nach Moltke fragen werde, dann werde sie ihn bestimmt zu sehen bekommen. Die Bayerin wollte ihm zuerst nicht glauben und drohte mit ihrer Rache, wenn auch er sie belogen hätte. Trotzdem entschloß sie sich, den Versuch zu wagen und ging am andern Morgen um 8 Uhr ins „Kaiser-Bad“. Hier schien man schon auf sie zu warten, denn ein Adjutant begrüßte sie und führte sie in ein Zimmer, wo sie den Feldmarschall sehen sollte. Kaum war sie hier eingetreten, als Moltke ins Zimmer kam. Mit den Worten: „Jesses, Marie und Joseph, der Eisenbahner,“ wollte sie aus dem Zimmer stürzen. Aber der alte „Eisenbahner“ hielt sie freundlich zurück und dankte ihr für die zwanzig Pfennige, die sie ihm gestern bald bei seiner Ankunft in der Stadt zu verdienen gegeben hatte. Er wollte sich ihr aber erkenntlich erweisen, da er wohl niemals mehr in die Lage kommen würde, sich als Kindermädchen zwanzig Pfennig zu verdienen.

Dabei gab er ihr einen neuen schönen Siegestaler und einen Siegestaler für ihren kleinen Schützling, der sehr artig gewesen sei und deshalb belohnt werden müsse. Mit diesen Worten verabschiedete sich der Feldmarschall von dieser eigenartigsten Bekanntschaft, die er je in seinem Leben gemacht hatte, um seine Reise nach Gastein fortzusetzen. Moltke soll später noch des öfteren von diesem scherzhaften Erlebnis, das er seinem schlichten Auftreten verdankte, erzählt haben, daß er im wildesten Kampfe von keiner Maßnahme seiner Feinde so überrascht war wie von der bayrischen Maid, die ihm, ohne ihn zu fragen, ein schreiendes Baby in die Arme legte.

Vermischtes.

Ein braver deutscher Pionier. Die französische Grenze ist überschritten (25. August), der Feind flieht. Die Artillerie rückt nach. Es geht durch ein brennendes Dorf. Aus einem brennenden Hause dringt das ängstliche Geschrei eines vergessenen Knaben im Alter von etwa fünf Jahren. Am oberen Fenster werden die ausgestreckten Ärmchen sichtbar. Ein Pionier sieht es, er springt ab. Er denkt wohl an seine lieben Kinder daheim, dringt in das brennende Haus und rettet mit eigener Lebensgefahr das Kind des Feindes. Der wackere Mann war der Pionier Ebbecke aus Nordhausen. Seine brave Tat, die ein echtdeutsches, barmherziges Soldatenherz zeigt, soll nicht vergessen werden.

Ein Preisausschreiben für Kriegsgefangene. Nach einer Privatmeldung aus Petrograd wurde auf Veranlassung des Zaren in Petrograd ein nationaler Flaggentag veranstaltet mit Verkauf russischer Flaggen. Es kamen 50 000 Rubel zusammen; der Zar bestimmte, daß die Summe dem russischen Soldaten zu überreichen sei, der zuerst Berlin erreicht. — Man hat bisher gar nicht gewußt, daß der Zar auch für Kriegsgefangene Preise aussetzen würde.

Verwundete als Konzertspieler. In einem Lazarett in Mannheim findet allabendlich Gottesdienst statt, wobei ein Harmonium mitwirkt. Gespielt wird das Instrument von zwei Verwundeten, aber nicht vierhändig, sondern zweihändig, jeder spielt mit einer Hand; denn dem einen ist die linke, seinem Kameraden die rechte Hand durchschossen, aber zusammen können sie Musik machen. — Die Parabel von dem Blinden und dem Lahmen, die sich gegenseitig ergänzen, hat hier ein Gegenstück gefunden.

Landwirtschaftliches.

Pferde zur Ackerbestellung. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß die Herbstsaaten regelrecht und zeitig in die Erde kommen. Es ist dieses eine der allerbesten Maßnahmen, den Wohlstand eines Landes in Kriegszeiten zu erhalten. Hier tritt nun der Mangel an Pferden hinderlich auf und müssen daher alle Hilfsmittel benutzt werden. Alle Pferde müssen auf den Acker, besonders auch die, die sonst nur einige Tagesstunden zum Ausfahren von Fleisch, Backwaren usw. usw. benutzt werden. Im Notfalle müssen auch in Gegenden, wo es sonst nicht üblich ist, die Kühe zu leichten Arbeiten, wie Eggen, Walzen usw. herangezogen werden. Bei ruhiger Anleitung und einiger Übung machen sie ihre Sache ganz gut.

Erinnerungen aus großer Zeit.

„Nur Wagemut führt zu großen Dingen. Mit dem Trost und dem festen Willen, allen Maulschellen zu geben, die sich in Weg stellen, kann man ruhig die Zeitung lesen, den Aufschneidereien der Feinde lauschen und gewiß sein, daß man mit Ehren bestehen wird.“
Friedrich der Große (An den Prinzen von Preußen).

„Wir Deutschen sind ein Ehepaar. Wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig; wenn aber ein Nachbar sich einmischt, fällt Mann und Frau vereint über ihn her.“
Bismarck.

Der Mensch bildet seine wissenschaftliche Ansicht nicht etwa mit Freiheit und Willkür, so oder so, sondern sie wird ihm gebildet durch sein Leben und ist eigentlich die zur Anschauung gewordene innere, und übrigens ihm unbekannte Wurzel seines Lebens selbst. Was du so recht innerlich eigentlich bist, das tritt heraus vor dein äußeres Auge, und du vermöchtest niemals etwas anderes zu sehen. Solltest du anders sehen, so müßtest du erst anders werden.
Fichte, Reden an die deutsche Nation.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen!
Daß sie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein . . .
Kreusler.

Wer euch sagt, daß ihr anders reich werden könnt als durch Arbeit und Sparsamkeit, der betrügt euch, der ist ein Schelm.
Benjamin Franklin.

Bleibe nicht am Boden haften!
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Goethe.

DRUCK v. ARENDT'S VERLAG G.M.B.H., BERLIN.

„Was in meinen Kräften steht, werde ich tun, um mich Ihnen nützlich zu machen.“

„Gut — das wäre abgemacht . . . nun, Friedrich, was gibt's,“ wandte er sich an den eintretenden Diener, der zugleich das Amt des herrschaftlichen Kutschers versah.

„Zirkusdirektor Bernatzky wünscht Herrn Oberamtmann zu sprechen,“ entgegnete Friedrich mit einem breiten Lachen.

„Weshalb lachst du dabei?“ fragte Herr Krüger.

„Ach, Herr Oberamtmann,“ sagte Friedrich lachend, „der Herr Bernatzky ist nicht allein. Seine Tochter ist auch da, und die hat sich sehr schön herausgeputzt, wie'n Schlittenpferd.“

„Miß Ellen?“ fragte der Amtmann erstaunt. „Was will denn die?“

„Das Fräulein möchte Herrn Hammer sprechen.“

Der Oberamtmann warf Herbert einen fragenden Blick zu, unter dem dieser errötete.

„Na, laß die Herrschaften nur eintreten,“ wandte sich der Oberamtmann an Friedrich, der sich entfernte.

„Ich will nicht hoffen, Herr Hammer,“ sagte der Oberamtmann zu Herbert in leicht verdrießlichem Tone, „daß Sie Verpflichtungen diesem Mädchen gegenüber eingegangen sind, die Ihnen hinderlich werden könnten.“

„Mein Gewissen ist rein, Herr Oberamtmann. Allerdings scheint Fräulein Bernatzky eine gewisse Schwärmerei für mich zu empfinden . . .“

Herr Krüger schmunzelte. „Na, das geht dann wohl vorüber,“ meinte er. „Aber da sind ja die Herrschaften!“

Herr Bernatzky schien sich im „Roten Löwen“ durch einige Gläser Grog für diesen Besuch gestärkt und in die ihm richtig erscheinende Stimmung versetzt zu haben; denn sein Gesicht glühte und seine Augen schwammen in tränender Feuchtigkeit.

Hinter ihm erschien „Miß Ellen“ in einem himmelblauen Kleide und einem großen roten Federhut; in der Hand trug sie einen knallroten Sonnenschirm, an den Füßen hellgelbe Stiefeletten. Ihr nicht unschönes Gesicht glühte ebenso wie dasjenige ihres Herrn Vaters, aber nicht der Grog, sondern ihre innere Erregung trug an dieser Glut ihrer Wangen die Schuld.

Als Herr Bernatzky Herbert erblickte, ging er mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und umarmte ihn in der Weise, wie Heldenväter ihren wiedergefundenen Sohn in den Zirkuspantomimen umarmen.

„Mein teurer junger Freund,“ rief er mit zum Himmel gerichteten Augen, „wie freue ich mich, Sie so wohl anzutreffen! Jetzt kann ich doch der Hoffnung leben, daß Sie in einigen Tagen mir und Ihrer Kunst wiedergegeben werden.“

Herbert befreite sich aus der Umarmung des gerührten Zirkusdirektors und entgegnete, einen Schritt aus dessen gefährlicher Nähe zurücktretend: „Ich danke Ihnen, Herr Bernatzky, daß Sie sich hierher bemüht haben, jedenfalls wäre ich selbst vor Ihrer Abreise noch zu Ihnen gekommen, um Abschied von Ihnen zu nehmen. . . .“

Ein lauter Aufschrei unterbrach ihn. Er kam von den Lippen Miß Ellens, die in ein fürchterliches krampfartiges Schluchzen ausbrach.

Herr Bernatzky betrachtete Herbert mit vorwurfsvollen Blicken.

„Ich kann nicht glauben, daß das Ihr Ernst ist, Umberto,“ sprach er mit tiefer Stimme. „Sie wollen doch der Kunst nicht den Rücken kehren?“

„Ich muß ihr leider entsagen, Herr Bernatzky.“

„Sie versündigen sich an sich selbst und an — anderen Leuten, Umberto! Sehen Sie da Miß Ellen, meine geliebte Tochter, die hochbegabte Künstlerin, sie zerfließt in Tränen — sie ist das Sinnbild der Kunst, die Sie schnöde verlassen wollen. Können Sie den Anblick ertragen? Wird Ihnen dieser Anblick nicht stets eine schmerzlich brennende Wunde in Ihrem Herzen zurücklassen?“

Herbert wandte sich an das weinende Mädchen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Fräulein Helene,“ sagte er, daß Sie so sehr an mir hängen; aber Sie werden selbst einsehen, daß ich nicht bei Ihnen bleiben kann.“

„Ach, Umberto“, schluchzte Miß Ellen, „Sie sind grausam. Wissen Sie nicht, daß mein Herz brechen wird, wenn Sie mich verlassen? Denken Sie nicht an Ihr Versprechen? An Ihre Schwüre?“

Herbert errötete vor zorniger Überraschung. Er war sich bewußt, daß er dem Mädchen gegenüber keinerlei Unvorsichtigkeit begangen hatte, die es berechtigt hätten, so zu sprechen.

„Ich weiß mich keines Versprechens, keiner Schwüre zu entsinnen, Fräulein,“ sprach er ziemlich schroff. „Ich bitte, mich mit solchen Reden zu verschonen.“

„O, Sie Grausamer! Sie Treuloser!“

Sie wollte sich ihm an die Brust werfen, doch Herbert wich ihr aus und so sank Miß Ellen, ohnmächtig, wie es schien, in die Arme ihres Vaters, in dessen Antlitz würdiger Schmerz und gerechter Zorn mit einander kämpften.

„Das ist der Lohn aller Güte und Liebe und Freundschaft, die wir an Sie verschwendeten, junger Mann?“ sprach er mit grollender Stimme. „Das Herz meiner Tochter haben Sie gebrochen — Ihren Kontrakt wollen Sie umgehen, den Sie mit mir geschlossen haben — aber es gibt noch Gerichte im Deutschen Reich, junger Mann, wo ein getäuschtes Herz und ein getäuschter Prinzipal Recht finden. Sie erinnern sich wohl nicht, daß ich Ihnen eine halbe Monatsgage — fünfzig Mark — pränumerando gezahlt habe?“

„Ich werde Ihnen das Geld zurückgeben.“

„Und wie wollen Sie das gebrochene Herz meiner unglücklichen Tochter entschädigen?“

„Ich muß es Ihrer Tochter überlassen, sich zu trösten.“

„Herr, wollen Sie unseren Schmerz noch verhöhnen?!“

Der Oberamtmann, der diesem Gespräch mit schmunzelndem Behagen gelauscht, hielt es jetzt doch an der Zeit, dazwischen zu treten.

„Herr Bernatzky,“ sagte er mit scheinbarem Ernst, obwohl er das Lachen kaum verbeißen konnte, „ich muß Sie doch darauf aufmerksam machen, daß Herr Hammer mein Gast ist, daß dieses mein Haus ist und daß ich nicht dulden kann, wenn Sie meinen Gast beleidigen.“

„Herr Oberamtmann,“ entgegnete Bernatzky würdevoll, „ich suche nur mein Recht.“

Dgg 7

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0003

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.

Vorerst aber müssen wir uns selbst helfen.

Großes steht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unsrer vermeintlichen finanziellen Schwäche sein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß diese Hoffnung zerstören.

Deutsche Kapitalisten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiste beseelt seid wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verspritzen! Deutsche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt! Deutsche Korporationen, Anstalten, Sparkassen, Institute, Gesellschaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reichs erblüht und gewachsen seid! Erstattet dem Reiche Euern Dank in dieser schicksalsschweren Stunde! Deutsche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organisation, Euer Einfluß auf die Kundschaft zu leisten vermag!

Nicht einmal ein Opfer ist es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurse Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinsung!

Sage Keiner, daß ihm die flüssigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskassen ist im weitesten Umfang dafür gesorgt, daß die nötigen Gelder flüssig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüssigmachung muß heute jeder vaterländisch gesinnte Deutsche ohne Zaudern auf sich nehmen. Die deutschen Sparkassen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Sparguthaben für diesen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weise auf die Einhaltung der Kündigungsfristen verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unseres Reichsbank-Direktoriums, die heute an anderer Stelle dieses Blattes erscheint.

Neueste Kriegs-Depeschen.

W. T. B. Berlin, 10. September, 4.30 Uhr nachmittags. Großes Hauptquartier. Oestlich Paris in Verfolgung an und über die Marne vorgedrungenen Heeresteile sind aus Paris und zwischen Meaux und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen. Sie haben in schweren 2tägigen Kämpfen den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht. Als der Anmarsch neuer starker Kolonnen gemeldet wurde, ist dieser Flügel zurückgenommen worden. Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher 50 Geschütze und einige tausend Gefangene gemeldet.

Die westlich von Verdun kämpfenden Heeresteile befinden sich in fortschreitenden Kämpfen.

In Lothringen und in den Vogesen ist die Lage unverändert.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz hat der Kampf wieder begonnen.

Aus Berlin. Prinz Joachim von Preußen ist gestern durch einen Schrapnellschuß verwundet worden.

Die Kugel durchschlug den rechten Oberschenkel ohne den Knochen zu verletzen. Er war als Ordonnanzoffizier auf dem Schlachtfelde tätig und ist in das nächste Garnisonlazarett überführt worden.

W. T. B. Berlin, 11. September, 7.30 Uhr vormittags. Großes Hauptquartier. Der deutsche Kronprinz hat heute mit seiner Armee die befestigte feindliche Stellung südwestlich Verdun genommen. Teile der Armee greifen die südlich Verdun liegenden Sperrforts an. Forts werden seit gestern durch schwere Artillerie beschossen.

General Hindenburg hat mit Ostheer den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen, sich dadurch den Zugang im Rücken des Feindes geöffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzug. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen.

Vermischtes.

Nebra, 11. Sept. Fürs Vaterland erlitt den Heldentod ein Sohn der Wwe. Therese Werner hier, der Maler Hermann Werner in Naumburg, Gefreiter der Reserve, in Frankreich. Er wurde in Viesly in Nordfrankreich, bei Cambrai, beerdigt. Ein anderer Sohn, Otto, wurde verwundet.

Nebra, 11. Sept. Unsere Schule fertigte heute eine Sendung von 113 kg Gewicht gesammelte freiwillige Liebesgaben der Kinder (Tabak, Zigarren, Lebensmittel, Wäsche usw.) für die Truppen im Felde an die Sammelstelle II in Magdeburg ab.

Nebra, 11. Sept. Die Sammlung in unserer Gemeinde, die die Mitglieder des Frauenvereins freundlichst ausgeführt haben, hat einen Ertrag von 652,80 Mk. ergeben. Dazu wurden 3 Pfund Strumpfwolle geschenkt. Die Hälfte der obigen Summe wird dem Verein vom Roten Kreuz, die andere Hälfte den bedürftigen Kriegerfamilien unserer Gemeinde zugeführt werden. Außerdem haben die Russischen Arbeiter des hiesigen Ritterguts 32 Mk., die Saisonarbeiter von Birkigt 18,40 Mk., andere Bewohner von Birkigt 5 Mk. für das Rote Kreuz unter sich gesammelt und an den hiesigen Frauenverein abgeliefert.

Verwundet. Der Regierungsassessor beim Landratsamt in Glogau und Leutnant der Reserve im 2. Garderegiment zu Fuß, Freiherr von Münchhausen, ist am 28. v. M. in der Schlacht von Saint Quentin verwundet worden. Wie wir hören, ist die Verwundung jedoch leicht. Er hat einen Streifschuß am Kopf und ein Schuß durch beide Unterschenkel. Freiherr von Münchhausen ist der Schwiegersohn des Herrn Grafen von der Schulenburg-Bitzenburg und der jüngste Bruder des Herrn Landrats in Cölleda.

Gehofen bei Artern, 10. September. Der hiesige Förster überraschte den Oebster Hermann Düring aus Bretleben beim Wildern im sogenannten „Langental" und erschoß ihn.

Kirchliche Nachrichten.

14. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schmieger.
Abend 8 Uhr Kriegsbetstunde.
Beim Ausgang werden Gaben zur Unterstützung von Kriegerfamilien unserer Gemeinde erbeten.

Getauft: Am 6. September Berta Alma Wolf.

Jugendverein.

Jeden Mittwoch, abends 8 Uhr in der Schule Versammlung und jeden Sonntag, nachm. 3½ Uhr auf dem Turnplatze Spielen.

Städtische Flußbadeanstalt.

Wasserwärme: am 11. September 18 Grad.

5% Deutsche Reichsschatzanweisungen
5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1. Oktober 1924.
(Kriegsanleihen.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden **5% Reichsschatzanweisungen** und **5% Schuldverschreibungen der Reichsanleihe** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden bis einschließlich
Sonnabend, den 19. September, mittags 1 Uhr
bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in **Berlin** und bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank)** und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin,** der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, jeder deutschen öffentlichen Sparkasse sowie jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft erfolgen.
2. Die **Schatzanweisungen** werden in Höhe von **Mark 1000000000** aufgelegt. Sie sind eingeteilt in 5 Serien zu je 200 Millionen Mark und ausgefertigt in Stücken zu: 100000, 50000, 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Oktober 1914, der erste Zinsschein ist am 1. April 1915 fällig.
Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie zum 1. Oktober 1918, 1. April 1919, 1. Oktober 1919, 1. April 1920, und 1. Oktober 1920. Die Auslosungen finden im April und Oktober jedes Jahres, erstmals im April 1918 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Oktober bezw. 1. April.
Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.
3. Die **Reichsanleihe** ist in derselben Stückeeinteilung von 100000 bis 100 Mark ausgefertigt und mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestattet.
4. Der Zeichnungspreis beträgt:
a) für diejenigen Stücke der **Reichsanleihe,** die mit Sperre bis 15. April 1915 in das Reichsschuldbuch einzutragen sind, **97,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert,
b) für alle übrigen Stücke der **Reichsanleihe** und für die **Schatzanweisungen 97,50 Mark** für je 100 Mark Nennwert
unter Verrechnung von 5% Stückzinsen.
5. Die zugeteilten Stücke an Reichsschatzanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1915 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die über vollgezahlte Beträge ausgefertigten Depotscheine werden bei den Darlehnskassen wie die Stücke selbst beliehen.
6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit etwa folgendem Wortlaut:
„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich:
nom. Mark _____ 5% **Reichsschatzanweisungen**
nom. Mark _____ 5% **Reichsanleihe**
und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, der mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.
Soweit meine Zeichnung auf Schatzanweisungen bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt Schatzanweisungen auch Reichsanleihe zugeteilt wird.
Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.
bei Zeichnungen auf Reichsanleihe:
Ich bitte um Zuteilung von Reichsanleihe, die mit Sperre bis 15. April 1915 für mich in das Reichsschuldbuch einzutragen ist, zum Preise von **97,30 Mark.**
Ich bitte um Zuteilung von Stücken zum Preise von **97,50 Mark.**
Die mir auf meine Zeichnung zugeteilten Stücke sind dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin zur Aufbewahrung und Verwaltung zu übergeben."
7. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.
Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.
8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom Zuteilungstage ab jederzeit voll bezahlen; sie sind jedoch verpflichtet:
40% des zugeteilten Betrages spätestens am 5. Oktober d. J.
30% „ „ „ „ „ 26. Oktober d. J.
30% „ „ „ „ „ 25. November d. J.
zu bezahlen. Beträge bis 1000 Mark einschließlich sind bis zum 5. Oktober d. J. ungeteilt zu berichtigen.
9. Die Zeichner erhalten vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen bezw. Schatzanweisungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird.

Berlin, im September 1914.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein v. Grimm.

Bekanntmachung.

Der diesjährige **Jahrmarkt** am 13. und 14. d. Mts. findet wegen des Krieges **nicht** statt.

Nebra, den 11. September 1914.

Der Magistrat.
W. Kabisch.

Zuckerfabrik Bitzenburg.

Die Annahme der Leute für die diesjährige Kampagne findet am Sonntag, den 20. September, vormittags 9 Uhr, in der Fabrik statt. Weitere Anmeldungen werden während der Geschäftsstunden im Kontor der Zuckerfabrik entgegengenommen.

Es wird gebeten, die für die Krieger bestimmten Sachen, als **Hemden, Bettzeug, Strümpfe usw.,** in der **Pfarre** abliefern zu wollen, da nächste Woche eine Sendung abgehen soll. **Schwieger.**

Feldpostbriefe
mit Adressendruck versehen, Mappe 10 Pfg.,
Feldpostbriefe
mit Rückantworteinlage, Mappe 20 Pfg.,
empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Persil
für
Wollwäsche
Henkel's Bleich-Soda

Meiner werten Kundschaft von Nebra und Umgegend zur Nachricht, daß mein
Barbier- u. Friseurgeschäft
in alter Weise fortgeführt wird.
Hochachtungsvoll
Wwe. Hubert, Lederberg.

Würmol!
das viel geforderte Wurmmittel. **Schmeckt fein! Wirkt ausgezeichnet!** à Beutel 30 Pfg.
Bei **Walter Gutsmuths,** Adler-Drogerie.

MIT GOTT FÜR KÖNIG UND VATERLAND

Am 26. August erlitt den Heldentod fürs Vaterland mein lieber Mann, unser guter Sohn, Bruder, Schwiegersohn, Schwager und Onkel, der Gefreite der Reserve, der Maler

Hermann Werner

im Alter von 24 Jahren. Er wurde auf dem Friedhofe zu Viesly, Dep. Nord, beerdigt.

Naumburg, Nebra a/U., 10. September 1914.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Hierzu Sonntagsblatt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt

Was bringt in Schulden?
Harren und dulden.
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen.
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren.

Die gute Lady.

2. Fortsetzung. Erzählung frei nach dem Englischen von Otto Wölfert.

Daß solche winzigen Tiere so stechen können," sagte Bella, „mein Arm sieht ja aus, als ob mit einem Messer hineingestochen wäre."

„Wenn ich Ihnen den Stachel eines Moskitos unter dem Mikroskop zeigen würde, würden Sie nicht mehr so verwundert sein," antwortete Parravicini.

Bella mußte sich mit den Moskitostichen zufrieden geben. Hin und wieder zeigte sich eine ähnliche Wunde und Bella wurde durch Dr. Parracinis Behandlung bald wieder gesund. Wenn er wirklich ein Quacksalber war, wie seine Feinde sagten, so hatte er doch eine leichte Hand und eine gewandte Art, die kleine Operation zu vollziehen.

— — — — — — — — — — —

Bella Rolliston an Frau Rolliston.

Liebste Mutter!

Hierbei der Scheck für mein zweites Vierteljahr — fünfundzwanzig Pfund. Da ist diesmal niemand, der den zehnten Teil davon abziehen könnte für Provision, wie es das vorige Mal der Fall war; das ist alles für Dich, liebe Mutter.

„Ich habe Taschengeld genug in Händen von dem Gelde, das ich mitbrachte, als Du darauf drängtest, daß ich mehr behalten sollte, als ich nötig hatte. Es ist nicht möglich, hier Geld auszugeben, als ab und zu ein Trinkgeld für die Bedienten oder Pfennige an Bettler und Kinder, oder man müßte Schätze zu verzehren haben, denn alles ist hier so überaus teuer — Schildpatt, Korallen, Spitzen —, so daß man schon sehr reich sein muß, um das Verlangen hiernach zu befriedigen. Italien ist ein Traum von Schönheit, aber um einzukaufen, ziehe ich doch London bei weitem vor.

„Du fragst mich so dringend, ob ich mich wohl befinde. Aber ja, Liebste, ich fühle mich wohl, aber ich bin lange nicht so kräftig wie früher, als ich eines halben Pfundes Tees wegen nach Westend lief — nur, um mir eine gesunde Bewegung zu machen — oder nach Dulwich, um dort die Gemälde anzuschauen.

Zum Kriege Österreich-Ungarns gegen Serbien.

Das Abzeichen des großserbischen Geheimbundes Narodna Obrana, dessen Auflösung eine der Hauptforderungen Österreich-Ungarns bildete. Das Abzeichen ist für die Ziele und die Mittel des Bundes sehr charakteristisch.

„Italien wirkt erschlaffend, und ich fühle mich etwas ermüdet; aber ich möchte nicht, daß Du Dich betrübst, wenn Du dieses liest. Ich bin wirklich nicht krank. Ich bin nur etwas müde von dieser schönen Aussicht, gerade wie man müde werden kann bei dem Anschauen eines Meistergemäldes.

„Ich denke fast unaufhörlich an Dich und an unsere gemütlichen Zimmer — an unseren kahlen Salon mit den alten Lehnstühlen, gerettet aus dem Schiffbruch unseres alten Hauses, und an Dick, in seinem Käfig über der Nähmaschine singend.

„Dieser liebe, laute, tolle Dick, der, wenn wir uns liebkosten, so eifersüchtig auf uns war. Erzähle mir doch einmal, wie es ihm geht.

„Meine Freundin Lotta und ihr Bruder sind bis jetzt nicht zurückgekehrt. Sie gingen von Pisa nach Rom! Glückliche Menschen! Und sie werden im Mai an der italienischen See sein; welche, ist noch nicht bestimmt, schrieb mir Lotta letzthin. Sie schreibt so lieb und traut mir alle ihre kleinen Abenteuerchen an. Wir gehen in der nächsten Woche nach Bellagio über Genua und Mailand. Ist das nicht entzückend? Lady Ducayne reist nur in kurzen Strecken — außer wenn sie im Luxuszuge sitzt. Wir bleiben zwei Tage in Genua und einen in Mailand. Was werde ich, wenn ich zurückgekehrt bin, Dich mit meinem Geschwätz über Italien ermüden.

„Und nun viele Umarmungen von Deiner Dich liebhabenden und anbetenden

Bella."

7.

Herbert Stafford und seine Schwester hatten so oft von dem hübschen englischen Mädchen mit der frischen Gesichtsfarbe gesprochen, das sich so vorteilhaft zwischen den fahlen Gesichtern im Grand-Hotel hervortat. Der junge Doktor dachte an sie mit einem zärtlichen Mitleid — ihre Einsamkeit in dem großen Hotel, wo es so viele fremde Menschen gab, ihre Abhängigkeit von dieser alten, überalten Frau. Es war ein hartes Los und das Kind war

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0005

seiner Mutter so zugetan und fühlte tief den Schmerz der Scheidung.

Lotta erzählte ihm eines Morgens, daß sie einander in Bellagio wieder begegnen würden.

„Das alte Weib und ihre Hofhaltung werden dort sein, noch bevor wir hinkommen," sagte sie, „ich freue mich, Bella wieder zu sehen. Sie ist so munter und fröhlich — außer wenn sie ihren Anfall von Heimweh bekommt. Ich bin noch nie für ein Mädchen nach so kurzer Bekanntschaft so eingenommen gewesen."

„Ich mag sie am liebsten, wenn sie Heimweh hat," sagte Herbert, „denn das sagt mir, daß sie ein Herz hat."

„Was hast du mit Herzen zu tun, außer sie zu untersuchen? Vergiß nicht, daß Bella sehr arm ist. Sie erzählte mir im Vertrauen, daß ihre Mutter Mäntel für ein Geschäft in West-End arbeitet. Du könntest unmöglich tiefer hinabsteigen."

„Ich würde nicht schlechter von ihr denken, wenn ich hörte, daß ihre Mutter Streichholzschachteln machte."

„Nicht in der Theorie, natürlich, Streichholzschachteln machen ist ein ehrliches Handwerk, aber du könntest doch kein Mädchen heiraten, deren Mutter Mäntel näht."

Zwei Jahre praktisches Wirken in einem Hospital hatten Herbert zu viel von der grauen Wirklichkeit des Lebens sehen lassen, als daß er noch Vorurteile haben sollte über Rang und Stand. Krebs, Schwindsucht, Brand erfüllen einen Mann mit wenig Ehrerbietung vor den äußeren Vorzügen der Menschen. Das Skelett ist das gleiche — wunderbar und doch widerlich geschaffen — ein Gegenstand des Abscheus und des Mitleids.

An einem schönen Abend des Mai kamen Dr. Stafford und dessen Schwester in Bellagio an. Die Sonne ging unter, als sich der Dampfer dem Hafen näherte.

Eine Gruppe von Damen stand an der Landungsstelle und wartete auf die Ankömmlinge, und zwischen ihnen sah Herbert ein blasses Gesichtchen, das ihn seiner gewöhnlichen Ruhe beraubte.

„Da ist sie," flüsterte ihm Lotta zu, „aber wie hat sie sich verändert. Sie gleicht einem Geiste."

Ein paar Minuten später drückten sie einander die Hände, und eine leichte Röte überzog das arme, bleiche Gesicht.

„Ich dachte, daß Sie heute abend kommen konnten," sagte sie, „wir sind bereits eine Woche hier."

Sie erzählte nicht, daß sie alle Abende nach hier gekommen war, um die Ankunft des Bootes zu erwarten, und oftmals auch am Tage. Das Hotel „Grande Bretagne" lag ganz nahe bei, und es war ihr ein leichtes gewesen, nach dem Hafen zu entschlüpfen, wenn die Schiffsglocke läutete. Sie war so glücklich, diesen Menschen wieder zu begegnen — ein Gefühl, daß sie bei Freunden war, etwas Vertrautes, das Lady Ducaynes Güte ihr niemals bereiten konnte.

„Ach, du armes Hascherl, was mußt du doch fürchterlich krank gewesen sein!" rief Lotta aus, nachdem die beiden Mädchen sich umarmt hatten.

Bella wollte antworten, doch ihre Stimme erstickte in Tränen.

„Was fehlt dir, Liebste? Sicher die abscheuliche Influenza?"

„Nein, ich bin nicht krank gewesen — ich fühle mich nur etwas schwächer als sonst. Ich glaube nicht, daß die Luft von Cap Ferrino gut für mich war."

„Sie muß sehr schlecht für dich gewesen sein. Ich sah noch nie jemanden in solch kurzer Zeit so verändert. Weißt du, laß dich von Herbert behandeln. Er ist vollständig dazu befähigt, das weißt du. Er hat so viele Influenzakranke in Rom behandelt. Sie waren so erfreut, einen englischen Arzt in der Fremde zu haben."

„Ich glaube wohl, daß er sehr geschickt ist," stotterte Bella, „aber mir fehlt durchaus nichts, und wenn ich krank wäre, würde Lady Ducaynes Arzt . . . ."

„Dieser häßliche Mann mit seinem gelben Gesicht? Lieber würde ich's noch haben, daß die Borgias mir etwas verschrieben. Ich hoffe, daß du von ihm keine Medizin eingenommen hast?"

„Nein, Lotta, das habe ich nicht. Ich klagte nicht über Kranksein."

Dieses Gespräch wurde auf dem Wege nach dem Hotel geführt; die Zimmer der Staffords waren im voraus bestellt, hübsche Räume nach dem Garten zu gelegen. Lady Ducaynes anspruchsvollere Gemächer lagen im Stock darüber.

„Ich glaube, daß diese Zimmer gerade unter den unserigen sind," sagte Bella.

„Desto bequemer für dich, nach uns herunter zu kommen," erwiderte Lotta, was eigentlich der Fall nicht war, da die Haupttreppe sich mitten im Hotel befand.

„O, ich werde den Weg leicht genug finden," sagte Bella, „ich fürchte nur, daß euch meine Gesellschaft zu viel werden wird. Lady Ducayne schläft bei diesem warmen Wetter fast den ganzen Tag, also habe ich viel freie Zeit, und ich werde beim Alleinsein so tief traurig, wenn ich an meine Mutter und an Zuhause denke."

Ihre Stimme brach bei dem letzten Worte. Sie hätte nicht mit mehr Zärtlichkeit an die ärmliche Wohnung denken können, die sie ihr Zuhause nannte, wenn es der schönste Palast gewesen wäre.

Sie trauerte und verzehrte sich in diesem herrlichen Garten mit dem sonnigen Meer und den romantischen Hügeln, die ihre Schönheit vor ihr ausbreiteten. Sie fühlte Heimweh und sie hatte solche häßlichen Träume oder besser, der einzige Traum kam jedesmal wieder — es glich mehr einer Halluzination als einem Traume — diese rasselnden Räder, das Versinken in einem Abgrunde, das Ringen ums Bewußtsein. Sie hatte den Traum kurz bevor sie Cap Ferrino verließ, gehabt, aber seitdem sie in Bellagio war, nicht mehr, und sie hoffte, daß die Luft des Meeres heilsamer auf sie wirken und der wunderliche Zustand nicht mehr wiederkehren würde.

Doktor Stafford verschrieb ihr ein Rezept und ließ es bei einem in der Nähe des Hotel wohnenden Apotheker anfertigen. Es war ein kräftiges, erregendes Mittel. Nachdem sie zwei Flaschen davon eingenommen hatte und nach einer Bootfahrt auf dem Meere und Spaziergängen über Berge und durch Wiesen, auf denen die Lenzesblumen die Erde zu einem Paradiese zu machen schienen, wendete sich Bellas Lebenslust und Zustand wie mit einem Zauberschlage zum Bessern.

„Es ist eine wunderbare Medizin," sagte sie. Aber in ihrem innersten Herzen war sie überzeugt, daß die klangvolle Stimme des Doktors und die freundliche Hand, die er ihr beim Verlassen des Bootes reichte, und die zärtliche Sorge, womit er sie auf dem Lande und auf dem Meere umgab, auch etwas zu dem guten Erfolge der Kur beitrugen.

„Du vergißt es hoffentlich nicht, daß ihre Mutter Mäntel näht," meinte Lotta warnend.

„Oder Streichholzschachteln fertigt! Es kommt nichts darauf an, soweit es mich betrifft."

„Also willst du damit sagen, daß du unter keinen Umständen mit dem Plane umgehst, sie zu heiraten?"

„Ich meine, daß, wenn ich eine Frau lieb genug habe, um an eine Heirat zu denken, Reichtum oder Rang bei mir nicht mitsprechen sollen. Aber ich fürchte — ich fürchte, daß deine arme Freundin nicht leben soll, um jemals jemandes Frau zu werden."

„Glaubst du denn, daß sie so krank ist?"

Er seufzte und ließ die Frage unbeantwortet.

Einmal, während sie auf einer hochgelegenen Wiese Hyazinthen pflückten, erzählte Bella Herrn Stafford ihren häßlichen Traum.

„Es ist nur sonderbar, daß der Zustand so wenig einem Traum gleicht," sagte sie, „ich glaube, daß Sie wohl eine ganz gewöhnliche Erklärung dafür finden würden. Die Lage meines Kopfes auf den Kissen, oder die Luft, oder etwa anderes."

Und sie beschrieb ihre Wahrnehmungen, wie sie mitten

im Schlafe etwas wie ein Ersticken fühlte, und dann die rasselnden Räder, so laut und schrecklich, darauf ein Nichts — und dann wieder die Rückkehr zum Wach- und Bewußtsein.

„Sind Sie vielleicht schon einmal chloroformiert worden — bei einem Zahnarzt zum Beispiel?"

„Niemals! — Doktor Parravicini frug mich dasselbe."

„Unlängst?"

„Vor nicht langer Zeit, als wir im Luxuszuge saßen."

„Hat Doktor Parravicini Ihnen etwas verschrieben, als Sie sich krank und schwach zu fühlen begannen?"

„O, er gab mir ab und zu Medizin, aber ich hasse sie und nahm deshalb sehr wenig davon ein. Und dann, ich bin nicht krank, ich bin allein nur etwas schwächer, als sonst. Ich war ausnehmend stark, als ich in Walworth wohnte. Mutter ließ mich nach Dulwich oder Norwood spazieren gehen aus Furcht, daß ich Beschwerden von dem vielen Maschinennähen davontragen könnte, bisweilen — aber selten — ging sie mit mir. Sie plagte sich gewöhnlich zu Hause, während ich frische Luft und Bewegung genoß. Und sie sorgte so gut für mein Essen, das, wie einfach auch, doch stets nahrhaft und reichlich war. Ich habe es ihrer Sorge zu verdanken, daß ich solch ein großes, starkes Geschöpf geworden bin."

„Du siehst jetzt aber gar nicht mehr stark aus," sagte Lotta.

„Ich fürchte, daß Italiens Luft mir nicht gut tut."

„Vielleicht ist es weniger Italien, als das eingeschlossene Sitzen bei Lady Ducayne, das Sie krank macht."

„Aber ich bin niemals eingeschlossen. Lady Ducayne ist so übertrieben gut zu mir und läßt mich den ganzen Tag herumschwärmen oder auf dem Balkon sitzen, wenn ich Lust dazu habe. Ich habe in meinem Leben nicht so viel gelesen, als seitdem ich bei ihr bin."

„Also hat sie nichts von der herkömmlichen alten Dame, die gewöhnlich ihre Untergebenen tyrannisieren?" fragte Stafford, „ich begreife nicht, wozu sie eine Gesellschaftsdame nötig hat, wenn sie so wenig Bedürfnis nach Geselligkeit zu haben scheint."

„O, ich mache nur einen kleinen Teil ihres Hofstaates aus. Sie ist unbeschreiblich reich — und das Gehalt, das sie mir gibt, rechnet dabei nicht mit. O ja, Doktor Parravicini ist ein sehr tüchtiger Arzt, denn er heilt meine garstigen Moskitostiche."

„Ein wenig Ammoniak tut das auch, wenn bald nach dem Stich angewendet. Aber es gibt doch jetzt keine Moskitos mehr?"

„O, jawohl, einer biß mich gerade, bevor wir Cap Ferrino verließen."

Sie zog ihren leichten Musselinärmel empor und zeigte eine Narbe, die er andächtig mit einem überraschten und erstaunten Blick untersuchte.

„Das ist kein Moskitostich!" sagte er.

„O ja, sicher — zum wenigsten, wenn es keine Nattern und Schlangen in Cap Ferrino gibt."

„Es ist durchaus kein Stich. Sie betrügen mich, Fräulein Rolliston. Sie haben diesem italienischen Quacksalber erlaubt, Sie zur Ader zu lassen. Wie töricht von Ihnen!"

„Ich bin in meinem Leben nicht zur Ader gelassen, Herr Stafford."

„Unsinn! Lassen Sie mich einmal Ihren anderen Arm sehen. Sind darauf auch Moskitostiche?"

„Ja; Doktor Parravicini sagt, daß meine Haut schlecht heilt und daß das Gift bei mir heftiger wirkt, als bei den meisten anderen Menschen."

Stafford untersuchte beide Arme in dem hellen Sonnenlicht; sie waren voll neuer und alter Narben.

„Sie sind arg zerstochen, Fräulein Rolliston," sagte er.

„Das sagte Doktor Parravicini auch."

„Und wenn ich jemals den Moskito finde, so soll es ihm schlimm ergehen. Aber erzählen Sie mir doch einmal auf Ehrenwort, wie Sie es einem Freunde erzählen würden, der voll Sorge für Ihre Gesundheit und für Ihr Glück ist — so wie Sie es Ihrer Mutter sagen würden, wenn sie Sie befragte, haben Sie keine Vermutung, wie diese Narben auf Ihren Arm kommen — nicht den geringsten Verdacht?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Senn vom Cogorna.

Skizze von Hilda Povinelli (Wien)

Die Sonne stand noch nieder über den nacktgrünen Bergen im Hintergrunde der alten Hafenstadt Riva, als bereits die mit zwei derben Rössern bespannte, zeltüberdachte „Giardiniera" über das Katzenkopfpflaster ratterte und vor dem düsteren, verwitterten Hause in der Altstadt anhielt, in dem ich bei meinen italienischen Verwandten zu Gaste weilte. Am Tage vorher waren bereits zwei hochbepackte Muli nach Clena in der Valle Judicaria drinnen, dem Landgute meiner Verwandten, abgegangen, wohin wir nun aus dem bereits unerträglich heißen Städtchen am Gardasee in die Sommerfrische flüchteten.

Vergnügt pfauchend kletterte meine Tante, eine mehr als üppige Italienerin, in den bedenklich zur Seite schwankenden Wagen, während Lucia, die kleine, schwarzlockige Serva, mit südländischer Zungenfertigkeit auf die sich heulend balgenden Kinder einschrie, von denen jedes durchaus auf dem Kutschbock neben dem Caradore sitzen wollte.

Als endlich diese Angelegenheit zugunsten meines Vetterchens Andrea entschieden war, fuhren wir unter dem melodischen Klingen der am Halse der Pferde bimmelnden Glöckchen frohgemut die niederen steinernen Mauern mit den schopfigen Maulbeerbäumen, hinter denen gesegnete Weingelände emporstiegen, entlang, bis uns bei San Giacomo ein stimmungsvoller Olivenhain aufnahm, dessen silbergraue, seltsam verschnörkelte und geborstene Stämme wie abenteuerliche Tropfsteingebilde die Phantasie anregen und durch deren wesenlose Baumkronen man wie durch ein schwarzes Netzwerk überall den südlich blauen Himmel durchleuchten sieht.

Bei den steilen Serpentinen des Weilers Deva rückwärtsblickend, entfuhr mir unwillkürlich ein Ausruf der Überraschung. Vor meinen entzückten Augen breitete sich, wirklich so purpurblau wie auf den Ansichtskarten, der Lacus Benacus aus, an dessen rechtem Steilufer die milchweiße Ponalestraße sich in schwindelnder Höhe gegen das Val di Ledro hinanschlängelte, indessen linker Hand der Festungsberg Brione, von den Einheimischen Monte dei mille olivi genannt, sich graugrün verschleiert gegen Torbole hinzog.

Doch schon die nächste Serpentine raubte diesen feenhaften Anblick.

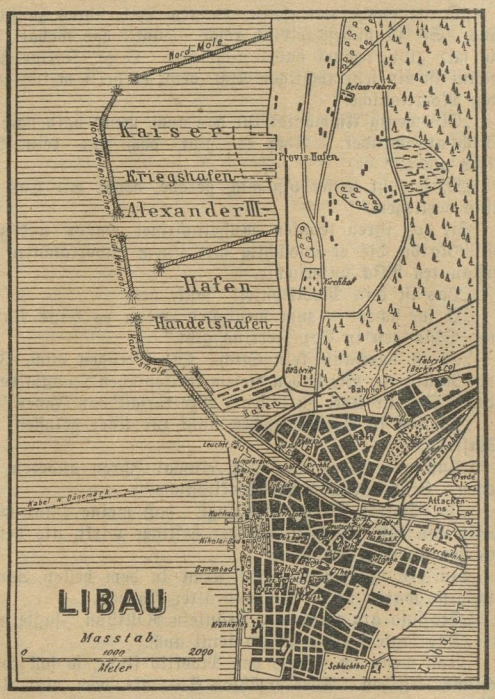
Die steile Bergstraße führte nun am Rande einer tiefen Schlucht entlang, in deren Grunde, wildeinsam und melancholisch, der Lago di Tenno in der reglosen Stille träumte, während von der gegenüberliegenden jähen Wand das gleichnamige Dörfchen mit seinem malerischen Kirchlein freundlich herübergrüßte.

Je tiefer wir ins Gebirge hineinkamen, desto mehr verlor sich das südländische Gepräge der Landschaft.

Weite, sonnige Matten, von dunklen Wäldern umsäumt, taten sich auf und hielten sich, bis wir endlich nach dreistündiger Fahrt le Cornelle, eine Ansammlung von elenden Bauernhäusern mit kahlen, verbröckelten, rußgeschwärzten Mauern und trostlos gähnenden Fensterhöhlen, das Reiseziel der Giardiniera, erreichten.

Nach viertelstündiger Wanderung durch Hochtalwiesen und Maisfelder langten wir schließlich bei dem auf drei Seiten von Wald umgebenen Landhaus meiner Verwandten an.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0007



Der russische Kriegshafen Libau.
Eine Übersichtskarte über den Hafen Libau, der durch die deutschen Kreuzer „Augsburg" und „Magdeburg" zerstört wurde.

Während die Tante mit dem Dienstmädchen und einem Burschen aus le Cornelle das Gepäck in die Wohnung schaffte, begab ich mich, wie bereits unterwegs ausgemacht worden war, mit den Kindern, die sich mit allerlei leeren Körben beladen hatten, in den noch morgentauigen Wald, um Schwämme für den Mittagstisch zu suchen. Denn auf „Polenta e funghi" hatten sich die Kinder schon wochenlang gefreut.

So marschierten wir wacker immer bergauf, durch anmutige Haine, wo die Bäume zumeist gruppenweise im hohen Grase standen, dann die muntere, über Felsen sprühende und gischtende Duinella entlang, an deren dunkelschattigem linken Ufer massenhaft die roten Zyklamen leuchteten, während an dem geröllüberdeckten, gegenüberliegenden Hang sturmzerzauste Nadelbäumchen ihre halb entblößten schwarzen Wurzelfinger mit letzter Kraft in den heimatlichen Boden krallten.

Der Pilzwald am Cogornaberge war erreicht. Schwämme suchend zerstreuten wir uns in dem dunstigen, gemischtholzigen Forst.

Andrea, mein neunjähriger Vetter, hatte sich mir angeschlossen, und dank seinen Argusaugen hatten wir bald eine schöne Auslese der verschiedensten Pilze in unserem Korbe beisammen, als wir auf eine mir bis dahin völlig unbekannte Beerengattung stießen, die Andrea mirtillo rosso benannte und samt den Stengeln eifrig pflückte.

So gelangten wir, immer vorwärtsschreitend, endlich auf eine weite, sanft ansteigende Berghalde, wo unsern einer Sennhütte mit trübglasigen Fensterluken eine Rinderherde von dem kleinen, weißen und weißschwarz gescheckten Südtirolerschlag friedlich weidete.

Irgendwo blies jemand eine Okarina. Überrascht horchte ich auf: das waren ja deutsche Melodien!

Da wies Andrea nach einem unkrautübersponnenen, niederen, oben offenen Steinwürfel, einem sogenannten Roccolo, wo einst, als es noch nicht gesetzlich verboten war, die Vogelbratenliebhaber unter meinen Verwandten mit Netzen und Leimstäben den Zugvögeln nachstellten.

„Schau, dort sitzt der Toderlo!" rief er.

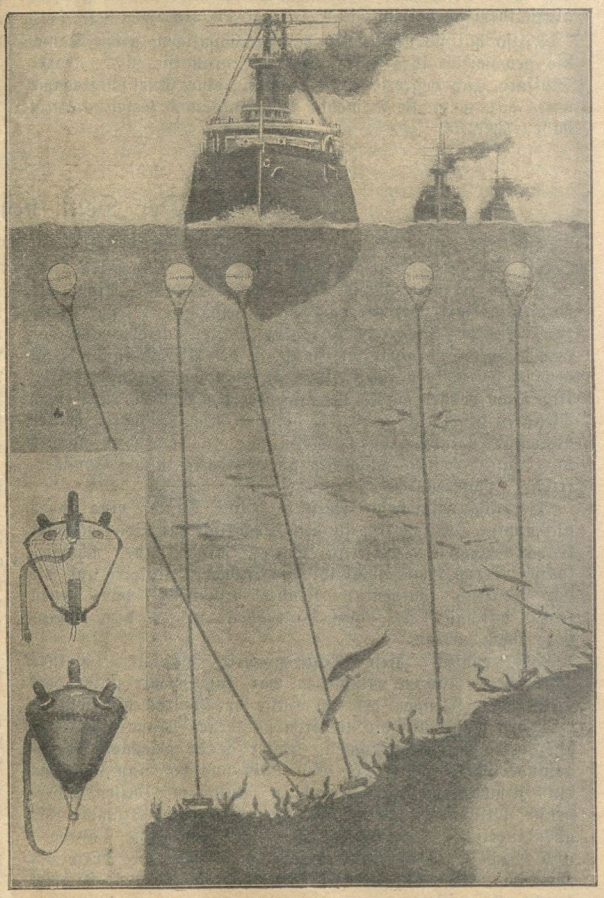
Wirklich hockte dort, auf dem halb zerfallenen Gemäuer, zwischen hohen, goldenen Königskerzen und rotwucherndem Mohn, ein Mann, der ein bekanntes deutsches Almerlied auf einer Okarina blies. Aber die sonst so fröhliche Weise klang von seinem Instrument so unsäglich traurig, wie voll heißer Sehnsucht, daß es mir im Herzen weh tat.

Als wir näher kamen, schaute der Mann plötzlich auf. Jäh brach er sein Lied ab und steckte hastig die Okarina in die Tasche seiner Lederhose — offenbar schämte er sich, vor Zeugen seinen Gefühlen Ausdruck gegeben zu haben.

Jetzt sprang er auf und musterte uns finster aus den umbuschten, schwarzen Augen seines verwilderten, doch nicht unsympathischen Gesichtes, wobei er sich mit beiden Fäusten wuchtig auf seinen in den Boden gestemmten Stecken stützte.

Ich verlieh Andrea gegenüber leise meiner Verwunderung Ausdruck, daß dieser Mann mit dem ausgesprochen italienischen Gesichtstypus ein Deutscher sein solle.

Mein kleiner Vetter aber beharrte dabei, daß er trotz allem ein „Toderlo" sei und führte als nachdrücklichen Beweis seiner Behauptung das grüne Jagahütl des Sennen an; denn im heiligen Trentino sei es noch nie erhört wor-

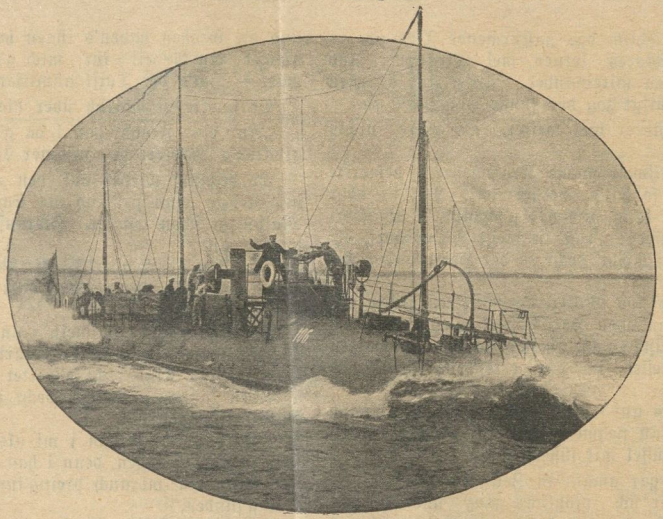


Verankerte Seeminen.

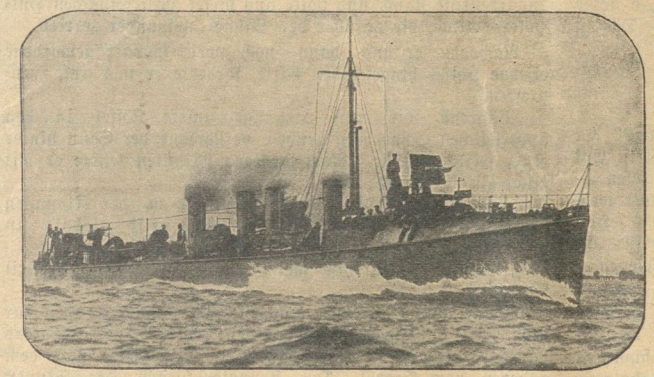
den, daß ein Italiano jemals einen solchen deutsch-tirolerischen Capel col piumot aufgesetzt hätte.

Das konnte ich nicht umhin, einzusehen, und als wir an dem Senn vorbeikamen, nahm ich deshalb all meinen Mut zusammen und sprach ihn freundlich mit dem Tirolergruße: „Grüß' Gott, Landsmann!" an.

Er mußte offenbar selten Deutsche auf seiner Alm antreffen, denn eine Weile starrte er mir sprachlos ins Gesicht, während sich allmählich seine Züge erhellten und eine dunkle Freudenröte in seine gefurchten Wangen stieg. — Mit jäher Bewegung packte er plötzlich meine Hand und schüttelte sie derart kräftig, daß ich mir vor Schmerz auf die Lippen beißen mußte.



Russisches Torpedoboot.



Russischer Torpedobootszerstörer.

„Grüß' Gott, im welschen Land," gröhlte er dabei mit seltsam tiefer und rauher Stimme, und seine dunklen Augen strahlten voll warmer Herzlichkeit unter den schwarzen Büschelbrauen hervor. Eine Weile betrachtete er mich mit stillschweigender Aufmerksamkeit.

„Wie kimmt's Oes nachher zu dem kleinen Welschen da?" erkundigte er sich, mit dem ungefügen Daumen nach Andrea weisend.

Er sei mein Cousin mütterlicherseits, aber mein Vater wäre ein Deutscher aus Innsbruck. — Allem Anschein nach sei der Senn auch ein Nordtiroler, erkundigte ich mich.

„Sell wohl, i bin a Deutschtiroler freilich!" rief er hocherfreut mit blitzenden Augen, und griff zu meinem nicht geringen Schreck wieder nach meiner noch schmerzenden Hand, die ich ihm jedoch noch glücklich entzog, „d' meinige Mutter ist a Zillertalerin g'wesen — freilich meiniger Vater war a Moleta (Scherenschleifer)," fügte er nach einer Weile mit wieder verdüsterter Miene hinzu.

„Aber glaubt mir's, Frau," fuhr er alsbald schweratmend fort, und pochte sich dabei mit der geballten Faust auf die stämmige Tirolerbrust, „wann auch's G'schau ist, 's Inwendig ist echt deutsch, durch und durch."

Er maß mich mit seinem durchdringenden Blick. „'s kimmt Enk leicht g'spaßig vor, und Oes wundert's Enk, was i nachher da in Welschland zu schaffen hätt', gell? — Aber wißt's, dös hat schon sei Ursach' — mi sehen's also bald nimmer im Zillertal! — Hol's der Tuifl allmitsamm!"

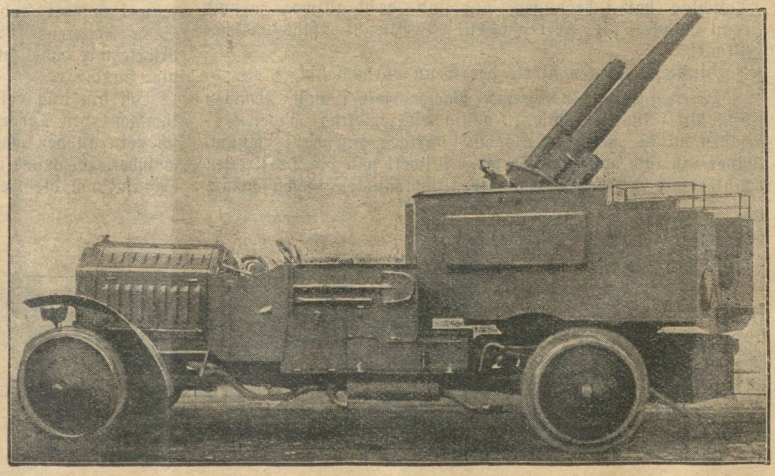
Er spuckte im Bogen aus und wies mit einer plötzlichen Wendung nach der langgestreckten, verwetterten Sennhütte.

„Kemmt's ni mit auffi — i möcht' Enk ein' Maibutter (Schlagsahne) z'sammenschlögeln."

Nach kurzer Beratung schritten wir hinter dem Senn durch eine Gruppe von Kühen den schmalen Steig zur Hütte hinan. — Plötzlich schrien wir beide auf, denn ein junger Stier galoppierte mit gesenkten Hörnern auf uns zu. — Lachend spuckte sich der Senn in die Hände

Das neueste Kruppsche gepanzerte Automobilgeschütz gegen Luftfahrzeuge.

Zur erfolgreichen Bekämpfung von Flugapparaten und Luftschiffen hat Krupp jetzt ein neues Geschütz auf einem gepanzerten Automobil konstruiert, das bemerkenswerte Neuerungen aufweist. So ist das Geschützrohr mit einem vereinigten Ziel- und beobachtungsfernrohr versehen. Gefeuert wird mit einem Geschoß mit Rauchsatz, der die Flugbahn als Rauchstreifen sichtbar macht, und zwar gegen Luftschiffe mit Granaten mit einem besonders empfindlichen Zünder, der beim Auftreffen auf die Ballonhülle in Wirksamkeit tritt und das Geschoß im Innern des Ballons zur Wirkung bringt. Die größte Schußweite beträgt 10 Kilometer. Höhenrichtung bis 75 Grad. Seitenrichtung unbeschränkt.



Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0009

und wartete dann gemächlich das anstürmende Tier ab. — „Dir werd' i glei Mores lernen, mei Liaber!" Und Senn und Stier raufen miteinander. Aber die eisernen Fäuste siegten. Gedemütigt zog der junge Heißsporn ab.

Der Senn schritt hinter uns weiter, als wäre nichts geschehen.

„Dö Stierln sein allweil meine Kraftmesser," bemerkte er, „derpack i's Viech, so hat's no sei Zeit. Bal i's aber amal nimmer derpacken kann, nimm i g'schwind 'n Wanderstecken und marschier wieder z'ruck in mein Heimatdorf, eh' i noch ganz derschwach. Möcht' decht in der Heimaterden begraben sein!"

Als wir bei der roh aus Balken gezimmerten Hütte anlangten, schob der Senn den Holzschieber zurück und wir traten in ein kühles, düsteres Gelaß, wo an einer schwarzen Kette ein rußiger Kessel in die erloschene Feuerstelle niederhing.

Der Senn hieß uns auf zwei neben dem Brettertisch stehenden Hackstöcken Platz nehmen. Hierauf brachte er aus dem Keller eine Holzschüssel mit süßem Rahm herbei.

„Seid's Oes leicht gar amal in Zell im Zillertal g'wesen?" erkundigte er sich plötzlich ganz unvermittelt, während er sich auf einen Holzklotz setzte und die Schüssel auf seine Knie stellte.

„O, ich kenne Zell sehr gut, da ich dort einmal meine Sommerferien verbracht habe," erklärte ich.

Der Senn fuhr fort, die Sahne zu peitschen, daß die weißen Spritzer bis zu uns herüberflogen.

„Leicht wißt's Oes nacher auch dö kloane Hütten, d' letzte in der Au' enten, zwei Weiberleut' hausen drein. — Dös ist mei Hoamatl."

Er meinte wohl das Häuschen, wo die kropfige Beerenkreszenz mit ihrer schielenden Tochter wohne.

Der Senn hielt mit dem Sahneschlagen inne.

„Was sagt's Oes, kropfat war's worden, dö Zenzi?" Er schüttelte den Kopf mit dem grünen Jagahütl. „Dö ist Enk seinerzeit dö säuberste Kellarin im ganzen Tal g'wesen — aber a fuxfalsch's Luder! Soan Spucker ist dö nit wert g'wesen — dös letztere han i freila zu spat eing'seh'n. Hol' der Tuifl die Frauenzimmer allmitsamm! — Nix für unguet, nit wahr," bat er, sich besinnend, ein wenig verlegen.

mir und mi glauben g'macht, sie tat nur mi anschau'n, und Apfeln und Birn hat's mi ihr zum Kammerfenster bringen Apfeln und Birn hat's m iihr zum Kammerfenster bringen lassen, dö's dann mit ihr'm Schatz drein sich hat schmecken lassen. Und wie ich ihr nachher dahinter kemmen bin, haben's mi ausg'lacht allzwoa, und der freche Lump, was ihr G'spusi g'wesen ist, hat g'moant, wie denn so a landfremder Bankert ernstlich glauben könnt', daß 's säuberste Dirndl vom Tal mehr mit ihm haben tat, als ihr'n G'spaß.

Tuifl, da ist er d'legen und hat nimmer g'muckst! An Totschlag han i begangen, und sind decht allzwoa mitand koan Spucker nit wert g'wesen! Verfluacht hitzigs welsches Bluat!"

Finsteren Blickes stierte der Senn vor sich hin.

„Sieben Jahr Zuchthaus! Nacher wie i außi kemmen bin, bin i in der Hoamat völlig a Fremdling g'wesen — haben mi ja nie recht als ein' ihrigen ang'schaut g'habt. Aber iatz ist's ganz ausg'wesen. Allweil sein die Dorfratzen hinter mir her und haben mir „Zuchthäusler" nachg'schrian, und die Großen haben's ihnen beilei nit verwehrt und hat niemet ein Arbeit für mich g'habt, obwohl 's Heumahd war. — Hol's der Tuifl allmitsamm!" —

Er spuckte verächtlich über die Schüssel hinweg.

„Nur eine Freud' han i da g'habt: daß mein arm's unglücklich's Mutterl dös nimmer derlebt hat."

Er begann wieder auf den weißen Brei loszuschlagen, und neigte dann prüfend die Schüssel, um zu sehen, ob die Maibutter schon fest sei. Hierauf schlug er weiter und hub wieder an:

„Da han i mir amal denkt: Pack z'sammen und geh' furt. Nord oder Süd, Mutterland oder Vaterland — g'hörst ninderst ganz zu.

So bin i halt in mein' unbekannten Vaterland, ins Welsche ummer, und ehvor i furt bin, han i der Zenzi, dö si' mit ihr'm Kind recht g'frettet hat, mei Hoamethäusl zuschreiben lassen — weil's decht i war, der ihr'm Kind 'n Vater erschlagen hat.

Nit lang' drauf han i mi als Schweizer auf a welschen Alm anwerben lassen, denn i han g'moant, wann i nur Berg und Viech um mi auch dreing'funden, recht guat han i mi dreing'funden."

Heftig, fast trotzig, stieß er die letzten Worte hervor und begann nun wie wütend die Sahne zu bearbeiten, daß sie in wenigen Augenblicken butterfest war.

Dann stand er auf und stellte die Schüssel vor uns auf den Tisch hin. Hierauf trat er an ein Fensterchen, auf dessen Sims neben einer angelehnten Tabakspfeife eine alte Zigarrenkiste stand, und holte aus dieser zwei Stückchen Hutzucker heraus, die er über der Sahne aneinander zerrieb.

Nachdem er uns dann noch zwei schwarz gewordene eiserne Löffel hingeschoben hatte, forderte er uns auf, zuzugreifen.

Während wir nun vergnügt unsere Löffel in den appetitlichen Schneeberg gruben, verschwand der Senn hinter einer seitlichen Tür. Nach wenigen Minuten kehrte er mit einer Zither zurück.

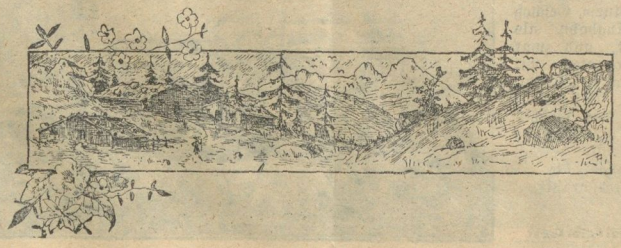
„Jatz werdet's Oes a weng mit mir zu der Klampfen singen, gell?" bat er herzlich und griff alsbald in die Saiten:

„Zillertal, du-du bist mei Freud'! Holladirio, diri-rii Hollodirio!"

Meine dünne Stimme und sein voller Baß klangen gar nicht übel zusammen, besonders der Jodler erregte Andreas lebhaftes Entzücken. Wir ließen ein Tirolerlied nach dem anderen vom Stapel. Das struppige Gesicht des Sennen strahlte vor Freude, denn alle Lieder, die er anschlug, konnte ich singen. Als wir aber gar nimmer aufhören wollten, zupfte mich Andrea am Ärmel mit dem Bemerken, daß es der Funghi wegen höchste Zeit sei, heimzukehren.

„Heunt ist's mir a Stündele lang akkrat so g'wesen, als war i wieder dahoam, vergelt's Gott dafür," sagte der Senn leuchtenden Auges, als wir Abschied nahmen, und drückte mir dabei in seiner biederen Weise zum letzten Male die Hand.

Ich bin aus verschiedenen Gründen nicht mehr dazu gekommen, den Toderlo nochmals aufzusuchen, aber oft denke ich gern an den wackeren Zillertaler vom Cogorna mit dem welschen „G'schau" und dem deutschen „Inwendig", den sein Schicksal um die Heimat betrogen hat, zurück. — — —



Ist das Leben doch so schön
Aller Güter erstes höchstes,
Und wer alles setzt daran.
Wahrlich, der hat recht getan.

Fürs Haus.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Mut,
Wer's hat, hat Sorglosigkeit,
Wer's hat gehabt, hat Leid.

Vaterlandslied.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten,
Und nimmer im Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten,
Doch wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir zu Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
Dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fütt're Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!"

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Man nfür Mann,
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henkerblut, Franzosenblut —
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Sieg'spanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Ernst Moritz Arndt.

Der gesundheitliche Wert des Obstes.

Der Genuß von Obst ist, im allgemeinen gesagt, sehr gesund und zuträglich. Doch gibt es auch viele Menschen, die es im rohen Zustande gar nicht oder nur in ganz geringer Menge vertragen. Diese müssen sich nach ihrem Körper richten und dürfen sich auch von den schönsten Früchten nicht verlocken lassen, wenn sich nicht sogleich oder auch ganz bald nach dem Hochgenuß böse Folgen zeigen sollen. Bei schwachem Magen und Darm ist es überhaupt ratsam, das Obst nur in gekochtem Zustande zu genießen, auch, wenn es möglich ist, die immerhin schwerer verdauliche Haut zu entfernen.

Bei Verdauungsbeschwerden ist der Genuß von Obst sehr zu empfehlen, doch muß er, wie schon gesagt, nicht übertrieben werden. Man sollte es tagtäglich auf den Tisch bringen; im Sommer frisch, aber immer abgewaschen, im Winter gekocht. Die Natur versieht ihre Erzeugnisse mit ungemein vielen, der Menschheit dienlichen, guten Eigenschaften. Es kommt nur darauf an, sich mit ihnen bekannt zu machen und das schöne Obst nach seinem großen Werte richtig einzuschätzen. Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Erdbeeren, Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Tomaten, Bananen, Nüsse, alle wachsen und gedeihen für uns, und zwar in solch einer Fülle, daß wir nur zuzugreifen brauchen, um uns an ihnen zu letzen. Betrachten wir uns daraufhin zuerst den Apfel, so entwickelt er bei häufigem Genuß ganz hervorragend gute Eigenschaften. Da er reich an Sauerstoff ist, frischt er das Blut auf, was wiederum seine Heilwirkung auf erkrankte Lungen ausübt. Der reichliche Apfelgenuß ist bei Bleichsucht angezeigt, weil der Apfel ebenfalls Phosphor enthält und mithin die Blutbildung befördert. Die Milz und das Gehirn arbeiten besser beim regelmäßigen Genuß von Äpfeln als sonst. Bei Nervenkrankheiten gibt es kaum eine vorzüglichere Ernährungsweise, als die aus Schrotbrot und Äpfeln bestehende; sie hat sich schon wirklich glänzend bewährt und dient der Apfel, sofern er recht reif, mithin weich ist und den Magen nicht belästigt, als ein leichtes Beruhigungs- und Schlafmittel.

Wie sich beim Essen des Apfels wohl einmal Gase bilden, so auch bei der Birne. Sie ist meistens noch saftiger, als der Apfel und daher durstlöschender. Da sie viel Kalkgehalt besitzt, wirkt sie allmählich auf die Knochenbildung ein. Bei der Zartheit ihres Fleisches wird es wohl versäumt, die Birnen ordentlich zu kauen. Dadurch wird der Magen und Darm zur vergrößerten Tätigkeit angeregt und beide wehren sich gegen die Belästigung.

Der Genuß von Pflaumen muß ja nicht, wie es so sehr leicht geschieht, übertrieben werden. Da sie stark reizend auf den Darm wirken, entstehen beim Übermaß des Essens Durchfall und allerlei unangenehme Begleiterscheinungen. Sehr empfindliche Personen sollten Äpfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche mit aller gebotener Vorsicht genießen.

Kirschen enthalten viele Nährstoffe, sowie Sauerstoff in reicher Menge. Es ist erstaunlich, welche Quantitäten davon, wie überhaupt von Obst, manche Leute essen und vertragen können, während viele sogar die saftreichen, aromatischen Kirschen nur in sehr beschränktem Maße zu sich nehmen dürfen. Dasselbe ist bei den Pfirsichen und Aprikosen der Fall, die durch die in ihnen enthaltenen Bitterstoffe die Leber und Lunge anregen und in ganz besonderer Weise zur Gallenabsonderung beitragen.

Weintrauben sind sehr zur Aufbesserung des Blutes geeignet, daher vielfach Weintraubenkuren zu diesem Zwecke verordnet werden.

Bekanntlich werden viele Menschen von der lästigen Nesselsucht heimgesucht, nachdem sie sich am Genuß köstlicher Erdbeeren erfreuten. Das ist natürlich eine recht unangenehme Begleiterscheinung. Sonst aber sind sie sehr zu empfehlen, da sie reich an Phosphor sind, mithin gute Nervenkraft vermitteln. Das Übermaß ist auch gerade beim Genuß von Erdbeeren zu meiden, so sehr besonders die zarten, viel kleineren, aber ungleich mehr Aroma besitzenden Walderdbeeren den Gaumen reizen.

Tomaten und Bananen sind Naturprodukte, die uns erst im Laufe der letzten Jahrzehnte zum Gemeingut geworden sind. Jede Hausfrau erkennt bereits auch bei uns den Wert dieser aus den Tropen importierten, zwischen Obst und Gemüse stehenden Früchte an. Sie werden sowohl roh als gekocht gegessen, sind blutreinigend und nervenstärkend und bürgern sich daher immer mehr und mehr bei uns ein.

Die Nüsse enthalten ebenfalls manche gute Eigenschaften, durch die sie sich vor allem ihren Platz auf der Tafel des Vegetariers erobert haben. Aus manchen Nüssen wird ein feines Öl gewonnen. Die im Mandel-, Walnuß-, Kirschen-, Pflaumen- und Pfirsichkern enthaltene Blausäure dient zu medizinischen Zwecken.

Für die Küche.

Unreife Weintrauben zu Gelee. Die Beeren werden von den Stielen gepflückt, sauber abgewaschen und weichgekocht. Dann preßt man den Saft ab und filtriert ihn, um ihn endlich mit Zucker zu Gelee einzukochen. Auf 1 Liter Saft ist etwa 1½ Pfd. Zucker nötig. Je unreifer die Beeren, desto mehr Zucker muß man nehmen.

Rinderbraten mit Tomaten. Ein Stück Schwanzriemen, gut geklopft, wird mit Speckstücken, die in Salz und Pfeffer gewälzt sind, gespickt und von allen Seiten braun gebraten. Dann gibt man 6 bis 8 große Tomaten zu und so viel kochendes Wasser, daß das Fleisch halb darin liegt. Unter fleißigem Begießen muß der Braten weich schmoren. Dann gibt man die Sauce durch ein Sieb, verdickt sie mit etwas Mehl und gibt einen Teil der Sauce über den Braten, die andere reicht man nebenher. Eine gute Beilage zu diesem Braten sind kleine, weiße Prinzeßbohnen, die in Salzwasser und etwas Butter weich gekocht und dann mit brauner Butter übergossen sind.

Hauswirtschaft.

Schweißflecken. Wollene Blusen werden oft durch Schweißflecken entstellt. Sind die Blusen ungefüttert, so wäscht man sie in einer Abkochung von Seifenspänen aus. Ein gutes, aber feuergefährliches Mittel besteht aus einem Teil Salmiakgeist, 3 Teilen Alkohol und 4 Teilen Schwefeläther. Man reibt die Flecken mit dieser Mischung (nicht bei Licht so lange vorsichtig ein, bis der Schweiß verschwindet. Am besten ist es aber, in alle Kleider Schweißblätter einzunähen, um die Flecken zu vermeiden.

Erprobtes.

Beseitigung von Wasserflecken auf polierten Flächen. Man bestreut die Stelle mit Kochsalz, tröpfelt auf dieses Wasser und trocknet nach einer Weile die Platte mit einem Tuche sauber ab. Durch Reiben mit einem guten, weichen Kork stellt sich der Glanz bald wieder ein.

Gesundheitspflege.

Ein billiges Luftverbesserungsmittel sind scharfe Zwiebeln. Man lege sie in Krankenzimmern aus und wird schnell bemerken, daß die Luft bedeutend verbessert ist, weil die Zwiebeln jeden üblen Geruch annehmen. Die Zwiebeln müssen geschält und durchgeschnitten sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0011

Humor und Rätsel.

Vexierbild.

Ah, dort kommt ja meine Freundin zum Besuch.

Mißverstanden. Der Wirt eines Gebirgshotels wurde wegen Duldens von Glücksspielen angezeigt. Als der Richter einen der Zeugen, einen Bergfex, fragte, wie hoch sie gespielt hätten, antwortete dieser: „2954 Meter über dem Meeresspiegel!"

Ein Trost. „Das ist eine schöne Geschichte," sagt die große Schneiderin, „da bekomme ich einen Brief, daß eine Kundin, die 800 Frank schuldete, pleite ist." — „Seien Sie froh, daß Sie ihr nicht einen noch größeren Preis abgefordert haben, sonst hätten Sie noch mehr verloren."

Stoßseufzer. Freundin: „Du Glückliche, deine Hochzeit steht vor der Tür." — Braut: „Ja, die Hochzeit, aber auch die — Kochzeit!"

Karriere. „Wissen Sie noch, wie mein Onkel immer sagte, ich würde mein Lebtag zu nichts kommen? Jetzt besitze ich viel mehr, als er." — „Da haben Sie wohl fleißig gearbeitet?" — „I wo, — beerbt hab' ich ihn!"

Beim Wort genommen. Frau Rentier Großmund (zum Kurarzt): „Herr Doktor, ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihre Honoraransprüche exorbiant finde." — „Aber Sie haben mir doch erklärt, Sie wollten um jeden Preis gesund werden!"

Im Theaterrestaurant. Gast: „Was gibt's denn heute, Fritz?" — Kellner: „Oben die Jungfrau von Orleans, hier unten Leberknödel mit Sauerkraut.

Er geht nach. Eine Bauersfrau mit einem Huhn auf dem Arm spricht auf der Straße einen Herrn an: „Können Sie mir nicht sagen, wo ein Uhrmacher wohnt?" — „Was wollen Sie mit dem Hahn bei einem Uhrmacher?" — „Ja, früher krähte er um fünf und jetzt erst um sieben."

Der praktische Nutzen. „Glauben Sie, daß die Musik irgend einen praktischen Nutzen hat?" — „Well," antwortete der Zyniker, „nach den Photographien berühmter Geiger zu schließen, ist sie ein gutes Mittel gegen den Haarausfall."

Aus einem Plaidoyer. Der Kläger beansprucht von der durch mich vertretenen Eisenbahngesellschaft, weil er bei dem Zusammenstoß zwei Rippen brach, 1000 Mark Entschädigung. Ich bitte Sie ‚meine Herren: für zwei Rippen! Was sollen denn dann die zehn Getöteten verlangen?!"

Der Erfolg. Zeitungsherausgeber: „Glauben Sie mir, Anzeigen in unserem Blatt bringen besten Erfolg!" — Fabrikant: „Weiß ich! Letzten Monat ließ ich bei Ihnen inserieren, ich suche einen Nachtwächter, — am folgenden Abend wurde bei mir eingebrochen."

Mißverständnis. „Heute ist Graf Xburg auf freien Fuß gesetzt worden." — „Ach — warum saß er denn?" — „Saß? — Das gräfliche Paar ist geschieden worden!"

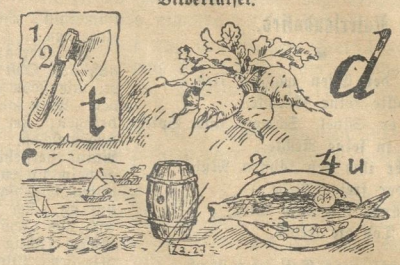
Merkwürdig. Kaufmann (zu seinem Teilhaber): „Merkwürdig, Sie als stiller Teilhaber führen den lautesten Mund!"

Ahnungen. „Sind denn gar keine Plätze mehr zu haben für die Premiere?" — „Vorläufig nicht; aber vielleicht werden eine Viertelstunde nach Beginn wieder welche frei . . ."

Bürgschaft. Schornsteinfegergehilfe: „Mir können Sie unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen, Fräulein Rike, mein Beruf bürgt schon dafür, daß ich „schwindelfrei" bin."

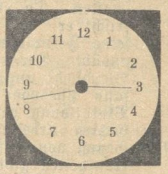
Der „Flügelmann". „Was für eine stattliche Figur die alte Kuhmagd hat!" — „Nu', was meinen Sie! Seit vierzig Jahren ist die, wenn Durchlaucht ins Dorf kommt, Flügel-Ehrenjungfrau!"

Bilderrätsel.



Zifferblatträtsel.

Anstelle der Ziffern des Ziffernblattes einer Uhr sind die Buchstaben AA, EE, M, N, O, R, SSS, T derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umdrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:



1— 4 Getränk
2— 4 Wind
2— 7 kirchliches Fest
3— 7 Himmelskörper
5— 8 weiblicher Vorname
7—10 Teil des Gesichts
8—10 nordische Gottheit
9— 1 Zauberwort aus Märchen bekannt
11— 3 griechische Insel
12— 3 biblischer Prophet.

Logogriph-Scherze.

(Es sind sinngemäße Wörter zu ergänzen, die sich nur in den angegebenen Buchstaben unterscheiden, wie Rind, Rand, rund.)

1. Ein Mann von **a** muß den **i** verloren haben.
2. Der **i** meinte, das **o** seines Nachbars sei ohne **e**.
3. Das **d** war der Müllerin zu **n** und auch voll **e**.
4. Auf der **a** zeigte er sich **i**, das Vieh in **o** zu bringen.

Kapselrätsel.

Geier — Schmaltier — Meister — Frosch — Eisen — Macduff — Tender — Nichte.

Es ist ein Sprichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Reihenrätsel.

nndrsntltzhsgschhn
nndrzgtdvllbrchttt

Die Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die sich durch Einfügung passender Vokale zu sinngemäßen Wörtern bilden lassen.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Skataufgabe.

Kartenverteilung:

V a7; b10, K, D, 9, 8, 7; c10; d10, 7
M a, b, c, dB; aA, D, 9; bA; cK; d9
H a8; cA, D, 9, 8, 7; dA, K, D, 8.
Skat: a10, K.

Spiel:

1. V bD, bA, a8 (— 14); 2. H cA, c10, cK (—25); 3. H. dA, d10, d9 (— 21). Damit haben die Gegner 60.

Hieroglyphen. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Gleichklang-Scherze.

1. wild, Wild. 2. dichter, Dichter. 3. heller, Heller. 4. Flucht, Flucht, flucht. 5. Gebet, gebet.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 73. Nebra, Sonnabend, 12. September 1914. 27. Jahrgang.

Wie sie sich durchlügen.

Die schlesische Landwehr hat den Russen eine beträchtliche Schlappe beigebracht. Man ersieht aus dem amtlichen Bericht nicht genau, wo die Schlacht stattgefunden hat, sicher aber ist, daß die zugleich gemeldete Besetzung von Radom (im Russisch-Polen) mit diesem Siege der tapferen Schlesier in Verbindung steht. Mit anderen Worten: auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz, auf dem seit der ewig denkwürdigen Schlacht bei den masurischen Seen anscheinend Stille herrschte, schreiten die Operationen fort, und damit beginnt für die Russen die Zeit des langsamen Rückmarsches.

Freilich, in Rußland gibt man nur ungern zu, daß der Vormarsch nach Berlin und Wien zum Stillstand gekommen ist. Man verschweigt die vernichtende Niederlage bei Tannenberg und meldet einfach darüber (in einem amtlichen Bericht): „Dank ihrem hochentwickelten Eisenbahnsystem sammelten sich starke überlegene Streitkräfte von allen Seiten und warfen sich auf etwa zwei (!) unserer Armeekorps. Diese waren dem außerordentlich heftigen Feuer der schweren Artillerie ausgesetzt, das starke Verluste verursachte. Drei Generale sind gefallen. Alle möglichen Maßnahmen sind getroffen worden, um dieses beklagenswerte Ereignis auszugleichen. Der Oberkommandierende vertraut nach wie vor darauf, daß Gott uns helfen wird, unsere Pläne erfolgreich durchzuführen." . . .

Das ist alles, was von den schweren Niederlagen in Ostpreußen und Russisch-Polen bekanntgegeben wird. Dagegen weiß man sonst mit Lügenmeldungen Stimmung zu machen. Mit pomphafter Schrift ist an den Straßenecken Petersburgs ein Plakat ausgehängt, das die Eroberung Lembergs verkündet. Freilich, man muß sich mit allerhand Schwindel durch die Not der Zeit trösten. Kein Mittel ist zu niedrig, keine Lüge zu hahnebüchen, um die Völker so lange wie möglich über die Wahrheit zu täuschen. Und man schwindelt mit solcher Gemütlichkeit, daß selbst die Urheber der Lüge kaum noch wissen, wo die Wahrheit liegt.

Wenn man den Berichten folgen wollte, die von Paris, Petersburg und London in die Welt gesetzt werden, so sind noch etwa eine Million Krieger aus aller Welt nach dem französischen Kriegsschauplatz unterwegs: Japaner, Russen, Engländer, Indier, Basutos, Kaffern und Hottentotten! Und ganz Petersburg jubelt über den schlauen Zaren, der beizeiten Kirgisen und Tschuguschen, Mongolen und Tscherkessen auf den Plan gebracht hat, um nun den bedrängten Bundesgenossen recht viele Soldaten auszuleihen. Am meisten Freude herrscht aber doch über die Hilfe der Japaner, deren Tapferkeit man ja am eigenen Leibe erprobt hat.

Nur hat Väterchens Register ein Loch! Denn die Japaner denken gar nicht daran, des Zaren Bataillone zu verstärken. Sie begnügen sich mit dem Raubzug nach Kiautschou und „sparen Menschenmaterial". Was aber die Inder anbelangt, so wird man sie vorläufig in Kasernen lassen, wo man sich nicht ganz sicher fühlt. Die Russen aber, die angeblich über Archangelsk nach England gesandt worden sind, um von dort auf französischen Boden befördert zu werden, wird man in absehbarer Zeit in Väterchens Reich sehr vermissen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Zar sich in erster Linie auf die Masse seines Heeres stützt, und es ist keine Lüge, wenn Petersburger Zeitungen behaupten, daß ganze Regimenter neu ersetzt werden könnten, wenn sie von dem Feind vernichtet werden. Nur ist es wieder Schwindel, daß dieser Ersatz unbeschränkt sei. Rußland hat seine Elitetruppen gegen Ostpreußen und Ostgalizien angesetzt, einen nennenswerten Ersatz dafür hat das Zarenreich nicht mehr. Wenn man also die Berichte unserer Feinde, die einschüchtern sollen, überblickt, so wird man lächeln müssen, denn es sind Mätzchen, die wir Deutsche verachten.

Sie lügen sich allesamt recht und schlecht von Erfolg zu Erfolg, bis sie eines Tages in all der Lüge ersticken werden, bis sie eines Tages einander des Verrats bezichtigen werden, wie es jetzt die Belgier mit den Franzosen und die Franzosen zum Teil schon mit den Engländern machen. Darum können wir ruhig sie die Triumphe ihrer Telegrammsiege feiern lassen. Darum können wir mit innigem Vergnügen verfolgen, wie sie sich durchlügen. Denn wir sind des Tages sicher, da über all die Schwindeleien unser gutes Recht und unser starkes Schwert siegen werden. Nicht nur in Frankreich, sondern auch in Rußland und vor allem auch in England. Denn immer wieder muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß es vor allem gilt, die Ränke und Tücken Englands zunichte zu machen.

M. A. D.

* * *

Kaiser Wilhelm über den Bruch des Völkerrechts.

Telegramm an Präsident Wilson.

Die ‚Nordd. Allgem. Ztg.' veröffentlicht nachstehendes Telegramm, das Kaiser Wilhelm an den Präsidenten Wilson gerichtet hat:

„Ich betrachte es als Meine Pflicht, Herr Präsident, Sie, als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit, zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme der französischen Festung Longwy Meine Truppen dort Tausende von Dumdum-Geschossen entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungswerkstätte hergestellt waren.

Ebenso sind Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten und Gefangenen, auch englischen Truppen, gefunden. Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechts streng verboten ist. Ich richte daher an Sie einen feierlichen Protest gegen diese Art der Kriegsführung, die dank den Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt.

Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampfe offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet. Die selbst von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakriege begangenen Grausamkeiten, auch an verwundeten Soldaten, Ärztepersonal und Pflegerinnen (Ärzte wurden getötet, Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen), waren derartig, daß Meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtaten abzuschrecken.

Einige Dörfer und selbst die Stadt Löwen, mit Ausnahme des schönen Stadthauses, mußten in Selbstverteidigung und zum Schutze Meiner Truppen zerstört werden. Mein Herz blutet, wenn Ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn Ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die ihr Heim und Eigentum verloren haben, infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.

* * *

Eine energische Drohung unserer Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 8. September.

Immer wieder finden unsere Truppen auf der ganzen Front bei den gefangenen Franzosen und Engländern Dum-Dum-Geschosse in fabrikmäßiger Verpackung, so wie sie von der Heeresverwaltung geliefert sind. Diese bewußte grobe Verletzung der Genfer Konvention durch Kulturvölker kann nicht scharf genug verurteilt werden. Das Vorgehen Frankreichs und Englands wird Deutschland schließlich zwingen, die barbarische Kriegführung seiner Gegner mit gleichen Mitteln zu erwidern. (W. T. B.)

* * *

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Maubeuge gefallen!

40000 Gefangene.

Hauptquartier, 8. 9. 14.

Maubeuge hat gestern kapituliert. 40000 Kriegsgefangene, darunter vier Generale, 400 Geschütze und zahlreiche Kriegsgeräte sind in unsere Hände gefallen. (W. T. B.)

Der Generalquartiermeister: v. Stein.

Maubeuge gibt uns zwei wichtige Eisenbahnlinien, die für den Nachschub von Bedeutung sind, in die Hand, sodann aber werden mit dem Fall dieser Festung beträchtliche Streitkräfte und besonders Artillerie frei, die sehr bald bei den weiteren Operationen Verwendung finden dürften.

Sieg der schlesischen Landwehr.

1000 Russen gefangen.

Ein schöner Erfolg ist der schlesischen Landwehr gegen russische Elitetruppen beschieden gewesen. Durch W. T. B. wird nachstehende amtliche Meldung ausgegeben:

Breslau, 9. September. Die ‚Schlesische Zeitung' meldet: Vom hiesigen stellvertretenden Generalkommando wird uns mitgeteilt: Unsere schlesische Landwehr hat gestern nach siegreichem Gefecht 17 Offiziere und 1000 Mann vom russischen Gardekorps und dritten kaukasischen Korps zu Gefangenen gemacht.

Kämpfe vor Paris.

Die rechte Flügelarmee des deutschen Heeres befindet sich in unmittelbarer Nähe von Paris. Dort soll nach verschiedenen Berichten ein Kampf im Gange sein. Französische Berichte, die nach London kommen, sprechen von einem großen Sieg des Generals Joffre über die Deutschen. Indessen beginnt man jetzt in England mißtrauisch zu werden und glaubt nicht recht an die Siegesnachrichten.

Ein französischer Flugpark erbeutet.

Ein Kriegsberichterstatter der ‚Köln. Ztg.' meldet eine schneidige Fahrt des Führers eines deutschen Etappenflugzeuges, der in dem privaten Flugzeugdepot von Deperdussin zehn französische Doppeldecker und zwanzig Eindecker, die mit Benzin gefüllt, flugbereit dastanden, sowie zahlreiche Motoren vorfand. Hiermit ist der Hauptteil des großen Militärflugzeugparkes der Armee von Reims in unsere Hände gefallen. Sein Wert beträgt eine Million Mark.

Auszeichnung des Prinzen Eitel-Friedrich.

Prinz Eitel-Friedrich von Preußen, der zweite Sohn Kaiser Wilhelms, hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten, weil er besondere Tapferkeit bewiesen hat im Ansturm mit seinem Regiment gegen feindliche Artillerie.

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen verwundet.

Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen, der als Ulanen-Leutnant in den Krieg zog, ist der ‚Kreuzzeitung' zufolge, in Frankreich durch einen Brustschuß verwundet worden. Sein Befinden ist den Umständen nach gut.

Prinz Friedrich Wilhelm ist der älteste Sohn des Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete, der jüngsten Schwester des Kaisers.

Deutsche Truppen in Gent.

Gent ist von den deutschen Truppen besetzt worden. Der Bürgermeister ging den Truppen entgegen und bat, man möge die Stadt schonen.

Siegen erlangen.

London im Verteidigungszustand.

Nach Londoner Blättermeldungen liegt der Marine die Verteidigung Londons gegen einen Angriff aus der Luft ob. Wasserflugzeuge unternehmen Streifflüge an der Ostküste Englands. Nachts arbeiten Scheinwe... Auf den Staatsgebäuden und Kasernen wurden Geschütze aufgestellt. Flugzeuge werden bereitgehalten, um einen feindlichen Überfall abzuschlagen.

* * *

— An der Schlacht bei Gumbinnen nahm nach Petersburger Berichten auch das russische Gardekorps teil, das große Verluste erlitt. Die Großfürsten Johann und Oleg Konstantinowitsch sind gefallen. Die beiden waren Söhne des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch. Prinz Johann war seit zwei Jahren mit Prinzessin Helene von Serbien, einer Tochter des Königs Peter, vermählt.

— Unter zahlreicher Beteiligung von Würdenträgern fand unter patriotischen Kundgebungen des Publikums die Verabschiedung und der Abmarsch der ersten Kompagnie polnischer Legionäre von Wien nach Krakau statt. Der Obmann des Polenkomitees, Herrenhausmitglied Zyborski, hielt eine Ansprache, die mit einem dreimaligen Kaiserhoch schloß. An den Kaiser Franz Joseph wurde ein Huldigungstelegramm abgeschickt. Die Abfahrt erfolgte unter Absingen der Kaiserhymne und nationaler Lieder.

Die erste Kriegsanleihe.

Mobilisierung des Kriegskredits.

Die Feinde Deutschlands, die schon verschiedentlich die Wucht der deutschen Waffen kennen lernen mußten, stellen ihre ganze Hoffnung darauf, uns finanziell ausbungern zu können. Aus diesem Wunsche entspringt auch die mehrfach bekundete Absicht, den gegenwärtigen Krieg möglichst in die Länge zu ziehen. Aber wie sie sich in dem Waffenerfolg der deutschen Armee getäuscht haben, so wird ihnen auch die Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes eine große Enttäuschung bereiten, und wenn erst jetzt das Deutsche Reich von dem ihm in der Reichstagssitzung vom 4. August für Kriegszwecke bewilligten Kredit von fünf Milliarden Mark eine Milliarde 5prozentige Reichsschatzanweisungen und ferner eine 5prozentige Reichsanleihe zur öffentlichen Zeichnung auflegen wird, dann dürfte das nach fünfwöchiger Kriegsdauer ein glänzendes Zeugnis sein für die gesunden Zustände unserer Finanzwirtschaft.

Ein Mißerfolg ist ausgeschlossen. Denn selbst die ängstlichsten Gemüter werden einsehen gelernt haben, daß die Sicherheit und Zahlungsfähigkeit des Deutschen Reiches über allen Zweifel erhaben sind. Und mit dieser Gewißheit verbindet sich in glücklicher Weise der Umstand, daß diese Anleihe eine wirklich gute Kapitalsanlage bedeutet. Die Zeichnung dürfte denn auch aller Voraussicht nach mit großem Erfolg gekrönt werden.

Bezüglich der einzelnen Bedingungen der Ausschreibung sei zunächst hervorgehoben, daß die Schatzanweisungen von denen insgesamt eine Milliarde Mark zur Ausgabe kommen, durchschnittlich eine fünfjährige Laufzeit haben. Sie sind in fünf Abschnitte von je 200 Millionen Mark eingeteilt, die in der Zeit vom 1. Oktober 1918 bis zum 1. Oktober 1920 halbjährlich zur Tilgung ausgelost und in bar zum Nennwert zurückgezahlt werden. Die Reichsanleihe ist in ihrem Höchstbetrage nicht begrenzt. Es besteht zwar die Absicht, nur einen Teil des bewilligten Kredits von 5 Milliarden Mark flüssig zu machen. Die Zeichner können mit Wahrscheinlichkeit erwarten, den von ihnen gezeichneten Betrag der Reichsanleihe voll zugeteilt zu erhalten. Daraus wird sich die Folge ergeben, daß die bei früheren Anleihen bemerkten unsinnigen Überzeichnungen diesmal unterbleiben, und ein großer Teil der Anleihe unmittelbar in die Hände der ernsten Zeichner überführt wird.

Als Zeichenstelle ist die Reichsbank mit ihren fast 500 Filialen bezeichnet. Sämtliche Banken, Bankhäuser, öffentlichen Sparkassen (Stadt-, Kreissparkassen usw.) und Lebensversicherungsgesellschaften sind dazu berufen, die Zeichnungen ihres Kundenkreises entgegenzunehmen und an die Reichsbank zu übermitteln.

Wo sollen aber die flüssigen Mittel hergenommen werden, um die Barzahlungen auf die Anleihe zu leisten? Diese Frage ist in diesen Tagen mehrfach aufgetaucht. Die Antwort darauf ist nicht schwer. Korporationen, Stiftungen, Vermögensverwaltungen, Großkapitalisten führen ihre Einnahmen immer wieder ganz oder zum Teil dem Kapital zu, von Privatpersonen bei Ausbruch des Krieges zurückgelegte Summen in barem Gelde, ein Teil des im deutschen Volke vorhandenen Barguthabens, die Einlagen bei Banken und Sparkassen, sind die Hilfsquellen, welche für die Anleihe Verwendung finden sollen. Gerade die Inhaber von Sparkassenkonten finden hier Gelegenheit zur Betätigung, liegen doch auf den deutschen Sparkassen

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219140912-15/fragment/page=0013